DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50 €
davon 1,25 € für den_die Verkäufer_in

Registrierte Verkäufer_innen tragen sichtbar einen Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER 361 19. 2. – 4. 3. 2014

Lisl Ponger parodiert Wiener Völkerkundemuseum

Rettet die Mittelklasse!

Seite 24

Genner: Gute Schlepper sind achtsam

Seite 7

Silvia Bee: Ich war ein vergessenes Kind

Seite 31

Der größte Kriminalfall Europas

Was brauchen wir zum Aufstand in Österreich? Erstens einen guten Anlass. Zweitens eine Spontaneität der Zivilgesellschaft, die – wenn sie sich erstmals rührt – Freund und Feind überrascht. Drittens eine kritische Masse (sodass die Machthaber es mit der Angst zu tun kriegen). Viertens wahrscheinlich eine allgemein respektierte Persönlichkeit, die die Gründe der Erhebung klarer als andere benennen kann und zu deren «Galionsfigur» wird (viele betonen, dass charismatische Figuren auch eine Gefahr für die Revolte darstellten). Die erste Voraussetzung wäre erfüllt: Die nun von Nowotny (Österreichische Nationalbank) und Liebscher (Nowotnys Vorgänger) vorgeschlagene Lösung der Hypo-Pleite bedeutet, dass die Steuerzahler_innen nun endgültig alle Hypo-Belastungen um den Hals gehängt bekommen. Die Rede ist von 20 Milliarden Euro.

Der Fall der Hypo Group Alpe Adria ist laut «Spiegel» nach den Worten des internen Chefermittlers Christian Böhler «der größte Kriminalfall Europas nach dem Zweiten Weltkrieg». Ermittlungen in dieser Dimension habe es bisher nicht gegeben. Die Banker der Hypo Group Alpe Adria hätten in Osteuropa oft mit Schwerstkriminellen, Geheimdienstlern, Militärs und hochrangigen, bestechlichen Politikern kooperiert. Die personellen Verflechtungen von Hypo und Staat berücksichtigend, erweist sich das Anarchosprüchlein auf Wiens Hauswänden, die größte kriminelle Organisation sei der Staat, gar nicht mehr wahnsinnig übertrieben.

> Man kann sich vorstellen, zu welchen Streichkonzerten das vor allem im Sozial-, Kultur- oder Umweltbereich führt

«Darf ich Sie daran erinnern, dass die Österreichische Nationalbank unter der Führung von Gouverneur Nowotny die Hypo noch im Dezember 2008 in einem Bericht als not distressed, also als nicht notleidend, eingestuft hat. Auch der Finanzmarktaufsicht, welche die Hypo noch 2008 geprüft hat, ist die Situation der Bank offenbar nicht aufgefallen. Ein Jahr später war die Bank so gut wie pleite», stellt die Steuerinitiative innerhalb des ÖGB in einem offenen Brief an den Bundeskanzler und den Finanzminister fest. So viel zu den Vorhersagen des Superexperten, der keinerlei unangenehmen Kontrolle bezüglich seiner Verantwortung für die Republik ausgesetzt ist – weil er Teil des Machtkartells ist.

Die Bevölkerung hat nun für Anleihenbesitzer_innen, Spekulant_innen und schließlich auch für andere Geldinstitute, die Beteiligungen an der HYPO halten, zu bezahlen. «Da wäre unter anderem die Raiffeisengruppe, die zahlreiche Beteiligungen an der HYPO hat. Für diese sollen nun auch die Steuerzahler aufkommen, während Raiffeisen bei den aktuellen Gesprächen über eine Bankenbeteiligung zur HYPO-Lösung offensichtlich eine solche abgelehnt hat.» (www.steuerini.at)

20 Milliarden, das bedeutet eine saftige Erhöhung der Staatsschulden. Man kann sich vorstellen, zu welchen Streichkonzerten das vor allem im Sozial-, Kultur- oder Umweltbereich führt.

Habe ich in der Liste der Voraussetzungen für einen Aufstand etwas vergessen? Ja, den gemeinsamen Treffpunkt für die anschließende Revolution. Entnehmen Sie diesen bitte, sobald die Zeit gekommen ist, der StrawanzerIn (Rubrik: Gratis) …

R. S.

Aus dem INHALT

Der Fall Michael Genner. **Flüchtlingshelfer siegt gegen Staatsanwältin**

Schwarze Blöcke. **Anmerkungen zum Thema (Gegen-)Gewalt bei Demonstrationen**

Der Traum eines Adeligen. **Vergessen – das Europakonzept des Dag Hammarskjöld**

«Wir haben den Markt aufgemischt.» **Die Lokalmatadorin dieser Ausgabe heißt Diana Radulovski**

Jessas, wann die Matejka kommt. **Hommage an die streitbare Gründerin der Kunstschule Wien**

Rettet die Mittelklasse. **Lisl Ponger betreibt augenzwinkernd Rettungs-Ethnologie**

Herr Groll auf Reisen, 228. Folge. **Die Rache des Rollstuhlfahrers**

Nichts zu lachen

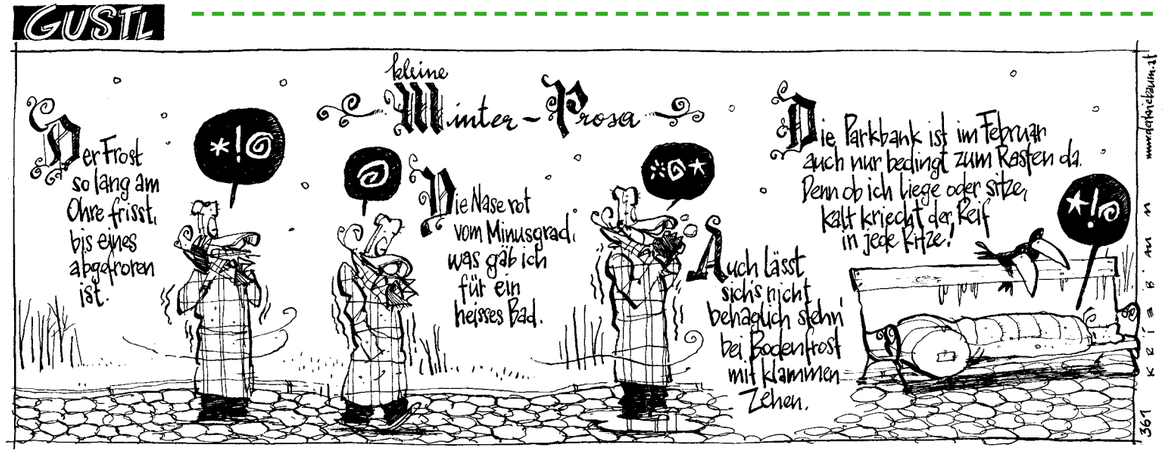
Ein E-Mail landet in meinem Postfach. Betrifft: Sendung gestern Abend. «Habe die Diskussion im Fernsehen gesehen», schreibt Frau Waltraud V. «Meine Meinung ist, wer immer genug eingezahlt hat, bekommt auch im Alter genug zum Leben. Ist ja nur gerecht, wer immer brav arbeiten war und immer eingezahlt hat. Der Staat muss mich dann erhalten – auch solche Leute gibt es.» Und weiter: «Bei mir war es so: Ich hatte eine Operation und wurde in die Pension geschickt. Grund: Man hatte keine Verwendung mehr für mich. Also gut, was sollte ich machen, aber der Gipfel war dann, man hat mir 16 % abgezogen, da ich nur dreißig Jahre gearbeitet habe. Das hat auch keinen gekümmert, und ich war immer arbeiten und werde noch bestraft mit den Abzügen. Ich hab' auch nur eine kleine Pension. Mir hat man gesagt, sie haben ja einen Mann, was für mich nicht gerecht ist, denn ich war ja arbeiten, mein Leben lang bis zur Operation. Nur weil ich einen Mann habe, steht mir keine größere Pension zu?» Das E-Mail endet mit zwei Sätzen: «Die wollen ja gar nicht arbeiten, und da sehe ich nicht ein, dass man so etwas unterstützt. Die lachen und sagen, wir bekommen eh alles, wozu soll ich arbeiten.»

In diesem Schreiben kommen die gesamten gesellschaftlichen Widersprüche zum Ausdruck, materialisiert in den Konflikten, in denen die Briefschreiberin sich befindet. Nur wer arbeitet, soll auch eine Pension bekommen, dekrediert Frau V. zu Beginn. Im Umkehrschluss deutet sie an, dass, wer das zu wenig getan hat, auch keine Pension bekommt. So ist das. Pech gehabt. Braucht sich keiner aufregen. Dann aber regt sich doch jemand auf. Und zwar sie selbst. Über die Tatsache, dass sie bis zu ihren gesundheitlichen Problemen gearbeitet hat, dann aber in Rente gehen musste und nun weniger bekommt. Was sie nicht fair findet und für sie auch zur Folge hat, von ihrem Mann abhängig zu sein. Lachen, das sie den anderen zuordnet, würde sie wohl selbst gerne. Das Enteignete wird gegenüber einer als anders definierten Gruppe als Eigenes angesprochen. Es war offensichtlich nicht sie, die die Regeln aufgestellt hat, welche Frauen ein hohes Armutsrisiko bei Pensionen bescheren. Die Pensionsregeln werden gegenüber dem anderen als Eigentum reklamiert, aber zugleich im Verhältnis zur eigenen Person als fremd angesprochen.

Das ungelebte, für unmöglich gehaltene Leben wird von den anderen gelebt und erscheint somit als möglich. Es ereignen sich zwei Dinge. Einerseits die Ausblendung des eigenen Wunsches auf eine unabhängige Existenzsicherung, andererseits die Unterordnung unter die Instanz, die diesen Wunsch verunmöglicht. Und lachen tun die anderen. In vielen Postings kommt das zum Ausdruck. Die anderen lachen, wo ich nichts zu lachen habe. Die eigene Ohnmacht produziert Machtansprüche gegenüber anderen Ohnmächtigen. Diese genießen in unserer Phantasie, was wir zu genießen wünschen, uns aber durch die herrschenden Verhältnisse verboten wurde. Es ist ein Ringelspiel rebellierender Selbstunterwerfung, eine «Identifikation mit dem Angreifer», wie Anna Freud sie beschreibt. «Du musst nur spielen, dass du selber der gefährliche Mann bist, der dir begegnen könnte», rät die ältere Schwester ihrem kleinen Bruder: «Dann brauchst du dich nicht zu fürchten.» Auf Dauer ein selbstzerstörerisches Spiel.

Martin Schenk

GUSTL



Augustin im Facebook:
http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

So geht das!

Betrifft: Amazon boykottieren …, Nr. 359

Wer beim Bücherkauf Amazon boykottieren oder – noch besser – sympathische Buchhändler/innen unterstützen will, bestellt einfach bei ihnen. Bei uns geht das so: In Ottakring, zehn Gehminuten von unserer Wohnung entfernt, betreibt die Franziska ihre sehr gut bestückte Kinderbuchhandlung «Pippilotta». Wenn wir gerade in der Nähe sind und ein bestimmtes Buch brauchen, schauen wir kurz bei ihr vorbei, plaudern und schmökern ein bisschen und bestellen das gewünschte Buch; die Auswahl ist dieselbe wie bei Amazon. Wenn das Buch da ist, ruft sie uns an, wir schauen kurz bei ihr vorbei, plaudern und schmökern ein bisschen und holen es ab. Die Lieferzeit ist in der Regel ungefähr gleich lang, manchmal auch kürzer. Die Dienste von Amazon muss ich daher erst wieder in Anspruch nehmen, wenn ich nicht mehr bewegungsfähig bin und mich niemand mehr besucht, den ich bitten könnte, kurz bei der Buchhändlerin ums Eck vorbeizuschauen. Gut möglich, dass Amazon dann gar nicht mehr existiert. Vorher lese ich jedenfalls noch den Artikel zur Überschrift «Amazon boykottieren – aber wie bitte?»

Klaus Federmair, E-Mail

Verschobene Prioritäten

Hallo Leute,

es gibt selbst in Österreich sehr viele, die am Existenzminimum dahinvegetieren, was nicht sein müsste, da wir ja ein so tolles Sozialnetz haben. Vor nicht allzu langer Zeit wurde die UN-Menschenrechtskonvention unterschrieben, wovon wir Behinderten nicht sehr viel bemerken. Hauptsache, es ist unterschrieben, aber wie bei vielen anderen Dingen eilt es nicht an der Umsetzung durch die Politik, man könnte annehmen, dass damit alles erledigt wäre, und niemand kümmert sich weiter darum.

Irgendwie scheint es bei uns in Österreich verschiedene Anschauungen zur selben Sache zu geben. Dadurch passiert es öfter, dass die Prioritäten verschoben werden und sehr oft das Unwichtigste an die erste Stelle geschoben wird, Wichtiges an eine nicht zumutbare Stelle und dort nicht wahrgenommen wird.

Das passiert teilweise in unseren Spitälern und Pflegeheimen. In dem Heim, in dem ich mich befinde, gibt es leider fast nur demente und alte Leute, wodurch es zu keinem ordentlichen Gespräch kommen kann und auch der Spaßfaktor außen vor bleibt.

Ich möchte mit diesem Schreiben nur aufzeigen, dass es für Körperbehinderte auch nicht gerade sehr toll zugeht, weil es zu viele Dinge nicht gibt, die man zu Hause tun könnte. Darum würde ich meinen, dass es viele Leute gibt, die ebenfalls Unterstützung notwendig hätten. Ist man im Kopf vollkommen in Ordnung, so fällt einem im Heim die Decke auf den Kopf! Auch die vielgepriesene 24-Stunden-Betreuung gibt es hier nicht wirklich. Zu Hause hingegen wäre es wesentlich billiger, aber die Behörde, die dafür zuständig ist, stellt sich quer.

Liebe Grüße

Verena Weidner, E-Mail

Akademikerball zu wenig behandelt

Betrifft: «Notizen zur Demo gegen den rechten Ball», www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung

Liebe Augustin-Redaktion, nachdem ich mit großer Enttäuschung und Ärger die Medienberichterstattung der größten Zeitungen Österreichs über die Demonstrationen gegen den diesjährigen Akademikerball verfolgt habe, freue ich mich einerseits darüber, dass der Augustin eine andere Position einnimmt – wie ich es auch erwartet hatte.

Für die ziemlich kritischste, unabhängigste und dementsprechend auch qualitativ hochwertigste Zeitung Wiens hätte ich mir aber auch erwartet, dass sie näher auf das eingeht, was abgesehen von den Randalen am Stephansplatz und auf der Kärntner Straße passiert ist. Zum Beispiel die Einkesselung älterer Personen und Väter mit Kinderwägen beim Burgtheater, die unverhältnismäßige und ungerechtfertigte Gewaltanwendung der Polizei gegenüber unbewaffneten, friedlichen Demonstranten und die Tatsache, dass daraus vermutlich keine Konsequenzen gezogen werden – zumindest für die beteiligten Beamten; die Drohung des Polizeipräsidenten, sich die Daten aller Verletzten von verschiedenen Rettungsdiensten zu beschaffen, ist und bleibt real.

Ich hoffe sehr darauf, in eurer nächsten Ausgabe mehr darüber zu lesen, da der eben erschienene Onlineartikel diese Aspekte der Demonstration nicht behandelt.

Mit vielen lieben Grüßen,

Valerie Donschachner, E-Mail

Zugegeben, wir sind erst spät näher darauf eingegangen, dafür umso intensiver, u. z. auf den Seiten 8 u. 9 dieser Ausgabe und für die nächste Ausgabe ist auch noch ein Beitrag geplant. Anm. d. Red.

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzeitung Augustin.
Vereinssitz: 1050 Wien,
Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
Updating:
Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer
1050 Wien,
Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Lisa Bolyos (*L.B., DW: 16*), Jenny Legenstein (DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schoko Schachner (*reisch*, DW: 15), Robert Sommer (*R. S.*, DW: 11)
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
COVER:
Mehmet Emir.
FOTOS:
Mehmet Emir, Jella Jost, Mario Lang, Wenzel Müller, Ernst Spiessberger.
GRAFIK:
Karl Berger, Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Richard Schuberth.

TEXT:
Silvia Bee, Bärbel Danneberg, Thomas Eberhart, Hubert Christian Ehalt, Mehmet Emir, Robert Fischer, Hans Göttel, Gottfried, Martina Handler, Jella Jost, Kerstin Kellermann, Rainer Krispel, Uwe Mauch, Florin Mittermayr, Christoph Moser, Wenzel Müller, Harald Pesara, Erwin Riess, Martin Schenk, Richard Schuberth.
LEKTORAT:
Richard Schuberth.

StrawanzerIn:
Verantwortlich: Claudia Poppe
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
strawanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin
Verantwortlich: Christina Steinle
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate:
Tel.: 0650 660 30 19
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
Nächste Ausgabe: 5. März 2014
Auflage dieser Nummer: 25.000

Mitglied des International Network of Street Papers

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517, Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

Entgeltliche Einschaltung

Mariahilfer Straße

UNSER BEZIRK.
UNSERE ENTSCHEIDUNG.

BürgerInnenumfrage
Mariahilfer Straße

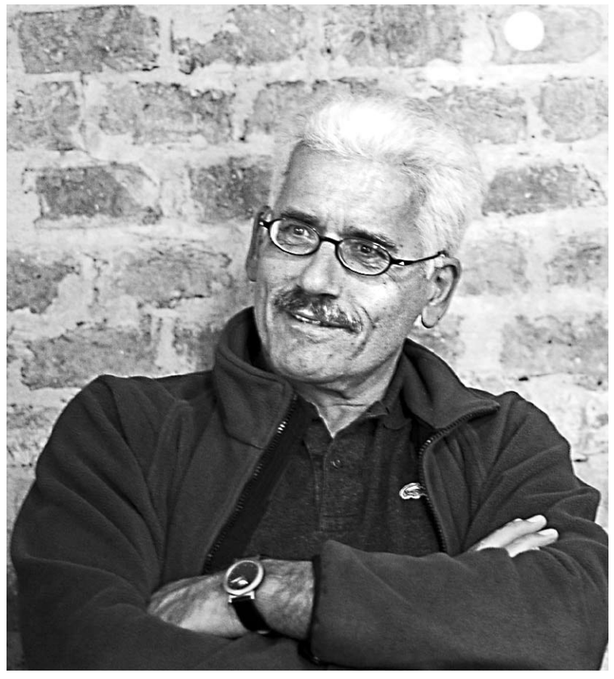
17. 2. bis 7. 3. 2014

www.mariahilferstrasse.wien.at
Bürgerdienst: 01/525 50

Stadt Wien

№ 72

EINE
SERIE VON
LUTZ HOLZINGER &
CLEMENS STAUDINGER



Heute schweigt die Raiffeisen-Watch

Wir trauern um Augustin-Autor Lutz Holzinger

15. 2. 1944 – 11. 2. 2014

Wir verloren einen geliebten Freund. Und einen Nonkonformisten, der uns zeigte, wie Widerständigkeit und Lebensfreude zusammengehören.
Redaktion Augustin

Fall Genner: Sieg des Flüchtlingshelfers gegen die Staatsanwältin

Ein guter Schlepper ist achtsam

FOTO: MARIO LANG

Einen Tag vor Prozessbeginn stellte der Oberstaatsanwalt das Verfahren gegen den Flüchtlingsunterstützer Michael Genner ein. *Es drohten zwei Jahre Haft wegen «Gutheißung einer Straftat». Die 20.000 Toten an den EU-Außengrenzen seien Mordopfer, meint Michael Genner, und in Kriegssprache: «Wir stehen an einer kleinen Stelle der Front.» Gerade starben in Deutschland eine Flüchtlingsfrau und zwei Kinder nach einem Brandanschlag auf ein Heim.*

«Das ist deine Schuld, Michael Genner», meint ein iranischer Flüchtling augenzwinkernd am Ende der Veranstaltung zum Thema «Schlepperei und Fluchthilfe» im Republikanischen Klub, «du trägst die Schuld, dass ich zu Hause in Wien vier Kinder sitzen habe, die mich inzwischen über ihre Kinderrechte belehren.» Der Politikwissenschaftsstudent wartete drei Jahre auf Asyl, sieben Stunden dauerte sein Asyl-Verhör. «Du sollst das aushalten, denn du bist auf dem richtigen Weg», sagte Genner. Als der von ihm unterstützte Iraner dann gleich direkt in der Verhandlung Asyl erhielt, war er völlig verwirrt – und der sich sonst so souverän gebende Genner fand vor froher Aufregung sein geparktes Auto nicht mehr.

Michael Genner vom Flüchtlingsunterstützungs-Verein «Asyl in Not» hatte in einer Mail-Aussendung sinngemäß gemeint, dass er Respekt vor dem Service eines guten Schleppers habe, der die Flüchtlinge anständig behandle. Einen Ausdruck dieses Textes hatte jemand in der Eingangsstelle der Staatsanwaltschaft Wien abgegeben – anonym und ohne Bemerkung oder Erklärung. Also kam ein Eingangsstempel darauf, und eine Staatsanwältin eröffnete ein Verfahren. Es gab sogar schon einen Prozesstermin, Vorwurf: Gutheißung einer Straftat, «in einer Art, die geeignet ist, das allgemeine Rechtsempfinden zu empören oder andere zur Begehung einer solchen Handlung aufzureizen». Paragraf 282 Absatz 2 – mit zwei Jahren Höchststrafe belegt, was an den mittlerweile aufgehobenen Paragrafen gegen «Mind Terrorism» in Deutschland erinnerte, brandgefährlich für Journalist_innen. Genners inkriminierter Text erschien auch im Augustin – dessen Herausgeberverein allerdings von staatsanwältlichen Angriffen verschont blieb.

«Als einige der Votivkirchen-Flüchtlinge als angebliche Schlepper verhaftet wurden, meinte die Polizeiministerin, dass reiche Schlepper Tausende Euro pro Kopf verlangen und sogar Schwangere am Weg zurücklassen würden. Da musste ich differenzieren», erklärt Genner. «Viele meiner Klienten in den letzten 25 Jahren überlebten nur durch gute Schlepper.» Er bedankt sich bei den vielen Menschen, die ihm zur Seite standen. «Sie werden mich als Gewissens-Gefangenen anerkennen, meinte Amnesty International.» Einen Tag vor dem Prozess stellte die Oberstaatsanwaltschaft mit Hilfe einer Weisung das Verfahren ein.

Freiheit für zwei «Schlepper-Flüchtlinge»

Zwei der drei Flüchtlinge aus der besetzten Wiener Votivkirche, die als mögliche Schlepper verhaftet wurden, sind inzwischen aus der Untersuchungs-Haft entlassen worden. «Die Polizei sagte nur geh' zu mir, geh'», erzählt einer der beiden, «es gab keine Verhandlung.» Er wurde von der Rechtsanwältin Alexia Stuefer betreut, die sich stark für ihn einsetzte. «Die Kriminalisierung kam als ein Schock», sagt Adalat Khan, einer der Sprecher der Votivkirchen-Flüchtlinge. Er lebe seit zehn Jahren auf der Straße und finde kein Zuhause. «Es gibt keinen legalen Weg, um Europa zu erreichen», sagt Khan, «und in der Illegalität riskierst du dein Leben. Die Behörden machen die Einreise schwer, also braucht man die Hilfe eines Schmugglers. Ein guter Schmuggler achtet auf dein Leben, ein schlechter erpresst und betrügt dich. Oft bezahlen die Schmuggler Grenzwachen oder Polizei, damit wir Flüchtlinge durchkommen, denn es ist die gleiche Autorität, die die Illegalisierung beschließt und an Anhalte-Zentren verdient. Bewegungs- und Meinungsfreiheit können nicht kriminalisiert werden.»

«Der Schlepper ist ein Dienstleister, der eine sozial nützliche Tätigkeit verrichtet und dafür auch Anspruch hat auf ein angemessenes Honorar.» Diesen Satz Michael Genners (Bild) sollte man nun überall plakatieren ...

Rechtsanwalt Herbert Pochieser referiert den Paragrafen eins der Menschenrechtskonvention. Sein Schnurrbart sträubt sich. «Jeder Einzelne ist als Individuum unverzichtbar und darf nicht zum Verschwinden gebracht werden», meint er und weist auf Segregations-Tendenzen hin, die nicht nur an den Grenzen stattfinden. «Es gibt arme Menschen, die auf der Straße sitzen, die werden auch ausgeschlossen. Es hat eine Verschiebung im Denken stattgefunden – es wird zunehmend weiter segregiert.» Polizei und Staatsanwälte zeigten auch Symptome der schiefen Ebene dieses «verschobenen Denkens» und würden den rechtlichen Tatbestand von «Notstand» oder «Nothilfe» nicht mehr anerkennen.

«Es gibt keinen guten Schlepper, denn der würde Fluchthelfer heißen», sagte Gerald Tatzgern, der Leiter der Zentralstelle für Schlepperei, in den Salzburger Nachrichten. Am Schluss des Artikels steht, wer seine kranke syrische Mutter über die Grenze schleppt, erhält eh nur eine Verwaltungsstrafe. «Ist das nichts, eine Verwaltungsstrafe?», fragt der laut Eigendefinition «älteste Flüchtlingsanwalt Österreichs» Pochieser. «Das ist Nothilfe, die ist nicht straftbar. Segregation muss Einhalt geboten werden! Leider wird immer mehr Strafrecht herangezogen, um politisch missliebiges Verhalten zu unterdrücken.» Außerdem kritisiere er, wenn die österreichische Staatsanwaltschaft das Geschäft der pakistanischen Flüchtlings-Erzeuger übernehme, sodass die Flüchtlinge auch in Österreich keine Ansprechpartner_innen mehr finden. Pochieser an die Asdresse der Staatsanwatschaft: «Ihr seid Mittäter.»

Kerstin Kellermann

Regierungen verschwinden, die schwarzen Blöcke bleiben / Teil 1

Lauter, schöner, militanter

Nicht mehr zu zählen sind die innerlinken Debatten über Gewalt bei Demos im Allgemeinen und um den sogenannten schwarzen Block im Speziellen. *Umso mehr überraschte manche Leserinnen und Leser die Tatsache, dass der Augustin zum innenpolitischen Thema Nr. 1 des Jänners 2014 schwieg; dass er schmeeschdaad war nach der turbulenten Nacht, in der gegen den rechten Burschenschafterball demonstriert wurde.*

Es wurde schön und laut demonstriert, d. h. die in anderen Städten international sich durchsetzenden Rituale und Inszenierungen des Widerstandes passierten in Keimform nun auch in Wien. Schön und laut: Farbbeutel, Silvesterraketen, Silvesterkracher, bengalische Feuer, rollende Soundmachines und die unermüdlichen Samba-Trommler_innen ließen in Wiens Innenstadt, wo man normalerweise Straßenmusikant_innen den Gebrauch eines einzigen mickrigen Gesangsmikros per Straßenkunstverordnung verbietet, die Ahnung aufkommen, dass bald auch in Mitteleuropa die Unzufriedenen bereit zur Radikalisierung der Protestformen sein werden.

Die Selbstinszenierung des schwarzen Blocks als Avantgarde des antifaschistischen Protests erlaubte den Mainstreammedien heuer noch mehr als in den vergangenen Jahren, von der Realität der zehntausend Demonstrant_innen abzulenken – und von ihrer Hauptforderung an die Regierung: In Zukunft kein Rechtsextremistenball mehr in der Hofburg! Den Medien kam entgegen, dass sie den Gesamtschaden von «mehr als einer Million Euro» breittreten konnten, der von den Vermummten angerichtet worden sei. Ich weiß nicht, ob irgendein Blatt, das diesen Millionenschaden kolportierte, sich die Mühe machte, die reale Schadenssumme zu recherchieren. Sicher ist, dass kein Blatt den durch die Demo verursachten Schaden mit den Kosten verglich, die durch die «Ausnahmezustands»-Operationen anfielen. Ich verwende diesen Terminus nicht im juristischen Sinn; gemeint ist eine vom Staat herbeigeführte Situation, die wegen der flächenmäßig noch nie gewagten Betretungs- und Aufenthaltsverbote (in diesen Zonen wurde auch die Freiheit der journalistischen Reportage außer Kraft gesetzt) und wegen der tausenden Polizist_innen, die zum Schutz der Rechtsextremisten engagiert wurden, finanziell relevanter ist als die paar eingeschlagenen Auslagenscheiben von City-Geschäften und die zersplitterten Polizeiauto-Fensterscheiben.

> **Die meisten Demonstrierenden hätten wohl eine Aufforderung von außen, sich vom schwarzen Block zu distanzieren, abgelehnt**

«30 verwüstete Geschäfte»

Der Augustin, der ein paar Tage nach dieser aufregenden Nacht erschien, enthielt tatsächlich nichts über die Demo – mit Ausnahme einer Bemerkung Grolls (der literarischen Figur in Erwin Riess' Folge «Herr Groll auf Reisen»): «Ich werde den Verdacht nicht los, dass der schwarze Block von den Glasermeistern des ersten Bezirks gedungen wurde, um für eine Umsatzbelebung zu sorgen.» Das Groll'sche Augenzwinkern zum zerbrochenen (und in der Regel versicherten) Glas hätte vor 20 Jahren auch noch der «Falter» geteilt (unglaublich, dass der einst ein subkulturelles, nonkonformistisches Medium war); inzwischen in der Mitte der Gesellschaft angekommen, hat sich der «Falter» den Sprachregelungen angepasst, die ein Teil der Methoden der Diskriminierung linker Aktivitäten geworden sind: aus Läden, deren Fensterscheiben eingeschlagen wurden, werden «demolierte» Läden. «30 Geschäfte verwüstet» informierte Ingrid Brodnig in der Titelgeschichte. So braucht sie auch die Schadensmillion nicht in Frage zu stellen.

Ein paar Tage nach der «Krawallnacht» rund um die Wiener Hofburg kam es zu zwei Ereignissen, die nicht viel miteinander zu tun hatten. Beide aber provozieren Überlegungen zur Frage der Gegengewalt im zivilen Ungehorsam. In der ersten Woche des Februars kam es zu Arbeiter_innen-, Arbeitslosen- und Student_innenrevolten in den Städten Bosniens und in der Hauptstadt Sarajevo. Der Sitz des Präsidiums der Republik Bosnien-Herzegowina wurde von den Unzufriedenen genauso in Brand gesteckt wie regionale und kommunale Regierungs- und Parteigebäude. Polizeiautos wurden abgefackelt. Videodokumentationen zeigten Erwachsene, die Verständnis für die Radikalität der jungen Menschen hatte: «Sie haben nichts mehr zu verlieren».

Man darf wieder über Revolution reden

Ihre Gewalt gegen Sachen, die sich als Symbol des verhassten Systems anbieten, gefährdete auch Menschen (man konnte sehen, wie Leute sich aus den brennenden Etagen ins Freie stürzten), dennoch schien es an paternalistischen Zurechtweisungen von der Art «Ihr schadet der Bewegung», «Gewalt ist kontraproduktiv» etc. zu mangeln. Die «bosnische Revolution» als Nahziel der Proteste war in aller Munde, was insofern bemerkenswert ist, als in ex-kommunistischen Ländern die Termini der sich kommunistisch nennenden Verwaltung, die marxistisch-leninistischen Sprachcodes in der Regel unbeliebt blieben.

Wo gehobelt wird, fallen Späne, und eine Revolution kann man sich nicht anders als eine große Hobelei vorstellen. In Bosnien wusste jede und jeder, dass ohne die brennenden Regierungsgebäude erstens die Welt kaum erfahren hätte, wie die soziale Lage in diesem exjugoslawischen künstlichen Staatsgebilde ist; zweitens hockten die lokalen Politiker, die – überrascht über das Ausmaß der Unzufriedenheit – ihr Amt schleunigst zur Verfügung gestellt hatten, immer noch hinter ihren Schreibtischen.

Das zweite Ereignis war das überfallsartige Erscheinen eines Baggers einer deutschen Abrissfirma früh am Morgen am Bahnhof Hollenstein. Das ist eine Station der reizvollen Ybbstalbahn im niederösterreichischen Mostviertel – eine der niederösterreichischen «Nebenbahnen», die aus der Landschaft verschwinden sollen, wenn es nach dem Willen des Landesfürsten Erwin Pröll geht. Entgegen bestehender Vereinbarungen zwischen der Politik und den Pro-Bahn-Bürgerinitiativen begann der Bagger, die Gleisanlage zu demolieren. Trotz des Versuchs des deutschen Unternehmens, rasch vollendete Tatsachen zu schaffen, und trotz der frühen Morgenstunde gelang es herbeitelefonierten Bürgeraktivist_innen, die Abrissarbeiten zu unterbrechen. Ein Landtagsabgeordneter befahl jedoch die

Foto: Ernst Spiesberger

Wiederaufnahme der Demolierung und drohte den Blockadeteilnehmer_innen strafrechtliche Verfolgung an.

Schwarzer Block des Mostviertels?

Ein schwarzer Block des Mostviertels hätte vielleicht nicht lange gezögert und den Bagger unbrauchbar gemacht. Die Freude der Bahngegner_innen über eine solche nicht ausgesprochen pazifistische Intervention wäre nicht nur «klammheimlich» ausgefallen. Ein schwarzer Block des Mostviertels ist aber nicht in Sicht, und den wenig widerstandserfahrenen Bahnretter_innen fehlt das geeignete Ventil, um ihren Frust loszuwerden. Man kann ihre Wut erahnen, wenn man weiß, dass besagter Landtagsabgeordneter als Bürgermeister der Ybbstalregion den Wunsch der Bevölkerung nach Rettung der Bahn respektieren müsste, was aber seine Verflechtung mit den ÖBB nicht zulässt. Er verdient an ÖBB-Großprojekten: als Eisenbahntunnelmanager.

Das bosnische Beispiel zeigt, wie konstruktiv die Destruktivität der sozialen Bewegung sein kann, und das Ybbstaler, dass eine Bewegung unter ihren Möglichkeiten bleibt, wenn sie sich nicht traut, Gesetze zu übertreten und in Frage der Gewaltanwendung flexibel zu sein. Da auch die neuen sozialen Bewegungen aus Menschen bestehen, die sich irren können und nicht immer perfekt handeln, gibt es Übertreibungen in jede Richtung. Man kann die Gewaltlosigkeit übertreiben; das Resultat kann eine völlige Gängelung einer Demonstration durch die Polizeikräfte sein, eine Domestizierung, die die Aktion unwirksam macht und unter den Teilnehmenden ein demobilisierendes Gefühl der Ohnmacht aufkommen lässt. Andererseits: Der «revolutionäre» Sinn des Angriffs auf eine Filiale der Café-Kette Aida, der ein kaputtes Schaufenster und zwei völlig verdatterte, kreidebleich gewordene Verkäufer_innen hinterließ, kann mir schwerlich vermittelt werden; diese Episode während der Demo gegen den rechte-Burschen-Ball drängte mich dazu, die Ambivalenz der Handlungen des schwarzen Blocks zu thematisieren. Die erwähnte Selbstinszenierung des schwarzen Blocks, die die Form eines durch eine lückenlose Stofftransparente-Wand gebildeten Rechtecks annahm, innerhalb dessen – als einzige uniformierte Einheit neben der Polizei – rund 200 schwarz Vermummte den Eindruck einer hermetisch abgeschlossenen Kampfzelle erweckten, verstärkte mein Unbehagen.

Freilich richtet sich dieses Unbehagen immer an die falsche Adresse. Die *black blocks* unserer Städte sind adressenlos. Der schwarze Block existiert nicht als Organisation, der man beitreten kann – außer vielleicht in Ägypten, wo sich militante Linke definitiv so nennen. Es handelt sich vielmehr um eine Methode des politischen Widerstands, eine gewisse Demonstrationstaktik. Die Grenzen zwischen dem schwarzen Block und den anderen Demonstrierenden sind immer verschwommen; nach meiner Beobachtung fand bei der Demo gegen den Rechtsball die Beschädigung von Polizeiautos und der Angriff auf eine Polizeistation auch die Zustimmung von Demonstrierenden, die selber keinen Hang zu angewandter Militanz besitzen. Ich denke, die meisten Demonstrierenden hätten eine Aufforderung von außen, sich von den Methoden des schwarzen Blocks zu distanzieren, strikt abgelehnt.

Robert Sommer

Den einen wurde «unsere Liebe», den anderen «unser Hass» angeboten. Linke Demos sind immer vielstimmig

In Teil 2, nächste Ausgabe: Die Gängelung der Grünen Jugend; Erinnerung an Dieter Schrage, Gewaltfreiheit versus Gewaltvermeidung

Hammarskjöld war Finanzminister – aber er wollte keine EU der Finanzhaie

Der Europa-Traum des Adeligen

Es kann sein, *dass die Wählerinnen und Wähler am 25. Mai (EU-Wahl) die SPÖ zu einer Kleinpartei machen. Dafür hat SP-Spitzenkandidat Eugen Freund das in seiner Macht Stehende beigetragen, als er auf einer Pressekonferenz den Durchschnittsverdienst österreichischer Arbeiter_innen mit 3000 Euro bezifferte. Der Kommentar Faymanns, auch Kreisky habe Millionen und Milliarden verwechselt und sei dennoch der beste Bundeskanzler ever gewesen, wird die Sozialdemokratie genauso wenig retten können wie Eugen Freunds Autobiografiekorrektur: als Kind sei er mit Eltern und Geschwistern zu fünft in einem Zimmer aufgewachsen. Bei der sozialen Inkompetenz von Parteipolitiker_innen dieses Typs kann es nicht verwundern, dass in der EU Ziele wie soziale Gleichheit und Gerechtigkeit nur auf dem Papier stehen, dass die Schere zwischen Arm und Reich in der EU immer größer wird und dass Rechtspopulisten punkten, wenn sie den Austritt aus der EU verlangen. Um sich die Alternative zum Austritt vorstellen zu können, nämlich eine Verwandlung der EU von einem Netzwerk der Konzerne in ein Bündnis der Menschen, hilft die Erinnerung an Pioniere des europäischen Gedankens wie an den schwedischen Friedensnobelpreisträger Dag Hammarskjöld. Hans Göttel (Leiter des Europahauses Eisenstadt) hat uns folgende Hommage zur Verfügung gestellt.*

Dag Hammarskjöld (1905–1961) wird in der Regel weder mit der Bankenkrise noch mit der Europafrage in Verbindung gebracht. Wenn er noch erinnert wird, dann als ehemaliger und tragisch verunglückter Generalsekretär der UNO, die er von 1953 bis 1961 leitete. Nach seinem Tod durch einen Flugzeugabsturz im Zuge einer Friedensmission im Kongo, hinter dem sofort ein Flugzeugabschuss vermutet wurde, erhielt er posthum den Friedensnobelpreis. Bevor er der UNO diente, war er Präsident der Schwedischen Reichsbank und danach Staatsekretär im schwedischen Außenministerium. Am 15. Oktober 1951 dachte er in einer Rede in Göteborg über Europa nach. Das ist über 60 Jahre her, die EG war noch gar nicht gegründet, doch scheint das heutige Europa seiner damaligen Gedanken so bedürftig wie die aktuelle Weltlage einer fähigen UNO.

Hammarskjöld war ausgebildeter Jurist und Nationalökonom, ein anerkannter Diplomat, aber auch Schriftsteller, Übersetzer und - Mystiker. Mit Hinblick auf seine adelige Herkunft, die ihn nicht davon abhielt, einer sozialdemokratischen Regierung bei der Konstruktion des Wohlfahrtsstaates zu dienen, und seine philosophische Neigung wurde er gerne als Geistesaristokrat tituliert. Auf die Frage, ob er, der nie bei einer politischen Partei war, ein politischer Mensch sei, meinte er: Ich will dort tätig sein, wo es drauf ankommt!

Scheinbar kam es ihm auf Europa an, allerdings weniger auf das Europa der politischen Arbeits- und Organisationsformen, auch nicht auf ein ökonomisches Kraftfeld, schon gar nicht auf die militärische Schlagkraft eines Staatskollektivs.

Rom, Athen, Jerusalem

Hammarskjöld versuchte eine Bestimmung Europas über das den Ländern und Völkern Europas bei aller gegebenen Vielfalt Gemeinsame. Die oft beschworene Vielfalt Europas sei demnach nicht das Charakteristische, doch kann sie schön und gut sein, wenn sie das Gemeinsame vielfältig ausbildet. Auch nicht die Einzigartigkeit Europas im globalen Vergleich ist das Wichtige, sondern die den Europäern gemeinsame und daher - europäische - Idealbildung. Die geistige Ausrichtung auf dieses Gemeinsame aber setzt eine konzentrierte Übung voraus, denn: So wenig der Heilige an seinen Sünden oder der gute Politiker an seinen Verfehlungen erkannt wird und so wenig der Frühling nach den Tagen empfunden wird, an denen sich der Winter noch einmal meldet, so wollen wir an Europa nicht primär das wahrnehmen, was zum Auseinanderfallen tendiert.

Hammarskjöld nannte die Ideale Europas in Verbindung mit drei Städtenamen, die sie symbolisieren: Gleiche Würde für alle Menschen (Jerusalem); uneingeschränkte Freiheit des Denkens (Athen) und das Recht als Grundlage der Gesellschaft (Rom). Diese Ideale, so Hammarskjöld, seien durch schwere Wetter gesegelt, doch niemals gesunken. «Wir fühlen ihre Nähe» - ein Europa, in dem eines dieser Ideale aufhören würde zu wirken, sollte keine Welt für Europäer sein.

> **Europa als wirtschaftlich gedachter Einheitsraum wurde von Hammarskjöld ausdrücklich verworfen!**

Doch ging es Hammarskjöld nicht um die Beschwörung von verbindenden und verbindlichen Ursprüngen, sondern um die Untersuchung des Alltags - um zu sehen, ob diese Ideale tatsächlich lebendig sind.

Was die demokratiepolitische Organisation der europäischen Republiken angeht, war Hammarskjöld zufrieden. Mit Hinblick auf die ökonomische Sphäre gab er allerdings einen deutlichen Fingerzeig: Wenn durch Gesetzgebung, Besteuerung, Unternehmensbeteiligung und Verhandlungen die willkürliche Macht Einzelner über Produktionsmittel qualifiziert, begrenzt sowie harmonisch eingefügt wird in die Entwicklung der Gesellschaft, zum Wohle aller, mit Garantien für Arbeiter und Angestellte, dann ja! Denn wenn als entwicklungsbestimmende Zielsetzungen soziale Sicherheit und ein vernünftiger Einkommens- und Vermögensausgleich angestrebt wird, dann könne man von Demokratie sprechen, selbst wenn das System technisch gesehen kapitalistisch ist.

Eine rein ethisch-moralische Verurteilung des Kapitalismus, wie sie über marxistische Überzeugungen hinaus betrieben wird, allein weil dieser von privaten Gewinnlüsten angetrieben wird, sieht Hammarskjöld nicht als unvereinbar mit den Idealen, wenn die genannten am gemeinsamen Wohl orientierten politischen Vorstellungen realisiert werden.

Ein falsches Ziel: Wettbewerbsfähigkeit

Europa als wirtschaftlich gedachter Einheitsraum wurde von Hammarskjöld ausdrücklich verworfen! Weder kann Europa autark sein, noch ist es als Produktions- oder Absatzregion ausreichend differenziert. Die Verbindungen mit außereuropäischen Regionen sind sehr stark. Daher: Europas wirtschaftliches Handeln ist ein Welthandel(n). Der sattsam bekannten Rhetorik, wonach über das Zusammenwachsen zu einem gemeinsamen Markt gleichsam allmählich die innere Organisation entstünde, die den europäischen Idealen das tragfähige Fundament besorgt, begegnete Hammarskjöld mit Skepsis: «Es ist eine Sache, an die zu erwartenden Gewinne zu denken und eine andere, ob und wie die erhöhten Gewinne einkassiert und verwendet werden.»

Europa steht laut Hammarskjöld für eine Ideologie. Eine Ideologie, die wir brauchen, um unsere gesellschaftliche Einbildungskraft freisetzen zu können. Sodann für eine wirtschaftliche und politische Lebensform, in der eben diese Ideale dieser Ideologie zum Ausdruck kommen. Und sie steht für ein Streben nach Zusammenarbeit von Ländern, die Träger eben dieser Ideologie sind und sich daher in der gemeinsamen wirtschaftlichen und politischen Lebensform vereinen.

Daraus folgt laut Hammarskjöld, dass für die nationalen Politiken der europäischen Länder eine Ausrichtung an dieser Ideologie notwendig ist. Europäische Bildung in jedem Land! Sie muss vom Gemeinsamen ausgehen und das Gemeinsame ausbilden, wie vielfältig auch immer.

Offenbar war schon zu seiner Zeit klar, dass ein Bekenntnis zu bestimmenden Idealen in der Zusammenarbeit zwischen Ländern nichts bringt, wenn nicht die innere nationale Entwicklung gleichermaßen in Richtung dieser Ideale geht. Was der Banker Hammarskjöld 1951 artikulierte, war nicht weniger, als dass die nationalstaatlichen Eliten Europas eine europäische Ideologie brauchen - und eine weltoffene Gesellschaft im je eigenen Land, um europäische/internationale Politk darauf stützen zu können.

Liest man vor diesem Hintergrund die großspurige Ankündigung im Lissabonner Vertrag der EU, aus Europa die wettbewerbsstärkste und dynamischste Region der Welt machen zu wollen, und betrachtet man das daraus abgeleitete Qualifizierungs-Fitnessprogramm für die offenbar allzu untüchtigen Unionsbürger, so kann das traurig stimmen. Für das nicht wahrgenommene und ungebildete Gemeinsame Europas bietet sich hier die absehbare Niederlage im globalen Wettbewerb schon als Ersatz an. Immerhin auch etwas Gemeinsames. ◂

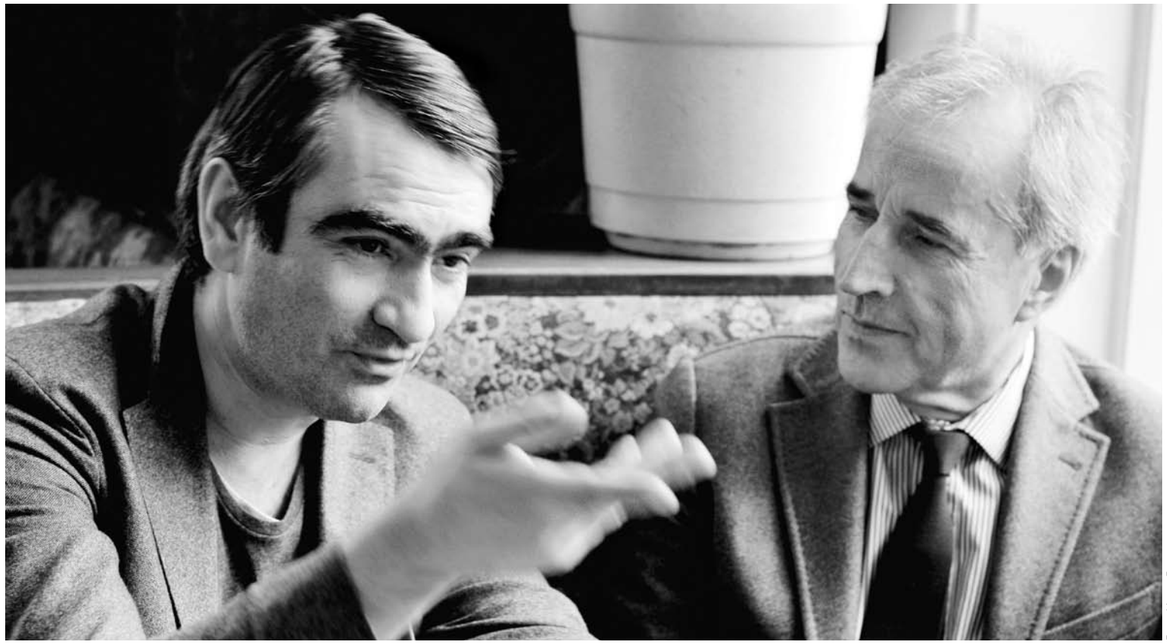
Friedensnobelpreisträger Hammarskjöld war für ein Europa, vor dem sich Griech_innen und Portugies_innen nicht fürchten würden

nachbarinnenstadt

Koriander und schnelle Mode

Ich wohne in der Chinatown Wiens. Ich nutze nur einen winzigen Ausschnitt des immer vielfältiger werdenden chinesischen Waren- und Dienstleistungssortiments in und um die Kettenbrückengasse, eigentlich hauptsächlich Koriandergrün. In der chinesischen Buchhandlung war ich noch nie. Auch die 200.000 Einwohner zählende Stadt Prato in Oberitalien hatte in den letzten zwei Jahrzehnten starken Zuzug von Chines_innen. Offiziell sind es heute 30.000, vermutlich sind es doppelt so viele. Prato war einmal eine der europäischen Metropolen des hochwertigen Textilgewerbes. Stoffe von hoher Qualität wurden hier produziert, die ganze Stadt lebte gut davon. Doch im entfesselten Preiswettbewerb mit den Billiglohnländern nicht mehr konkurrenzfähig, sperrte in den 80er und 90er Jahren ein Betrieb nach dem anderen zu. Auch heute wird in Prato Mode hergestellt, «Pronto Moda», die schnelle Mode. Die «Pronto Moda»-Designer kopieren die neuesten Schnitte und Trends bei den Mailänder Modeschauen. Ein paar Tage später wird die Kollektion ausgeliefert. Früher als alle anderen es je schaffen können. Denn in den rund 3000 «Pronto Moda»-Betrieben in Prato wird in 12 bis 18 Stundenschichten billigst produziert. Die Arbeiter_innen arbeiten für lächerliche Stundenlöhne ohne sozialrechtliche Absicherung. Die Jobs funktionieren nach dem «Hire and Fire»-Prinzip: Ist ein Auftrag abgearbeitet, stehen die Leute wieder auf der Straße. Immer mehr Arbeiten werden in Heimarbeit vergeben, ganz nach der ausbeuterischen Art der frühindustriellen Textilproduktion. Es sind Chines_innen, die für diese Betriebe arbeiten, italienische Arbeiter_innen wären viel zu teuer. Die würden sich auch wehren. Auch ihre Chefs sind aus China. Sie nutzen die Schlupflöcher – westliche Unternehmen machen es nicht anders –, die die globalisierte Wirtschaft ihnen bietet. Sie produzieren nicht mehr im Billiglohnland China, sondern mitten in Europa, Billig-Designermode mit dem absatzträchtigen Label «Made in Italy» zu Billiglohnlandkonditionen. Nicht legal, aber toleriert. Und eifrig nachgefragt von den Konsument_innen auch hierzulande. Ein erster Schritt: Check den Ethikstandard deiner Kleidung, z. B. auf der Website von www.cleanclothes.at/. Wo und wie wird eigentlich mein Koriander hergestellt?

Martina Handler



Fotos: Mehmet Emir

Stadtentwicklungs-Flächen und Kunst – am Beispiel Hauptbahnhof

Urbanität braucht Brachflächen

Der eine fliegt gerade nach Mexiko, der andere eröffnet die Ausstellung «Das Wunder des Lebens»: *Die beiden Museumsdirektoren Edelbert Köb (Ex-MUMOK) und Nicolaus Schafhausen (Kunsthalle Wien) im Interview über Wiener Stadtplanung und was Museumsdirektor_innen so alles im öffentlichen Raum suchen würden. Köb: «Da verlangen Sie ja Kulturpolitik!»*

Sollte ein Museumsdirektor nicht auch hinaus aus seinem Museum und in die Stadt hinein gehen?

Köb: Früher hatten wir schlafende Museen, heute an die Gesellschaft angebundene. Dem Museum als wissenschaftlicher Einrichtung, in der der Subjektivismus, der in einer Kunsthalle angebracht ist, wenig Platz hat, stellen sich aber derzeit dieselben Fragen wie der Kunsthalle. Schon in der Secession, einer Kunsthalle, wurde der Smoking zu meiner Berufskleidung, weil das Haus renoviert werden musste und ich mich plötzlich in der «Reception-Line» der Sponsorendinner fand. Zu Kunst im öffentlichen Raum habe ich eher ein kritisches Verhältnis, denn unsere übermöblierten Städte haben eigentlich kaum mehr unmöblierte Räume für Kunst, wie ich als langjähriger Beirat des KÖR Wien (Kunst im öffentlichen Raum) festgestellt habe. Zuletzt versuchte noch Peter Noever, von Donald Judd bis Philipp Johnson große internationale Kunst, die es eigentlich überall sonst gibt, in die Stadt hereinzustellen.

Schafhausen: Die Popularisierung, die Mainstreamisierung von Gegenwartskunst hat durchaus auch positive Effekte. Ich schätze doch eher unangepasste, rockige Personen als Direktoren. Kunst im öffentlichen Raum wird aber oft als Gentrifizierungshilfe für große, neue Investoren definiert. Wie soll ich meine Stadt schöner, freundlicher, dekorativer, «geschmeidiger» machen? Es gibt allerdings aber tatsächlich zu wenige temporäre Interventionen, die den öffentlichen Raum als Bühne bespielen. Gordon Matta Clark schrieb mit seinem Baustellen-Guckloch auf das Centre Pompidou durchaus Kunstgeschichte und beeinflusste andere Künstler. Das war eine subtile, indirekte Produktion im teilprivatisierten, nicht mehr öffentlichen Raum.

Als der Südbahnhof abgerissen wurde, meinten Sie, Herr Köb, dass die Südbahnhof-Halle schön gewesen wäre, für die großen Josef-Beuys-Arbeiten, die Sie nirgendwo unterbringen konnten. Finden Sie, dass die Änderungen um den neuen Hauptbahnhof, das Arsenal und das 21er Haus geglückt sind?

Köb: Die Stadt Wien fragt sich leider genauso wenig, wohin es langfristig mit der Stadt geht, wie unser Kulturministerium, wohin es mit unserem Museen-Konglomerat gehen sollte. Es gibt weder einen Museums- noch Stadt-Entwicklungsplan, sondern man definierte Entwicklungsgebiete und setzte überall tüchtige Manager hin, die sich gegenseitig nicht bekriegen, sondern nur «in Wettbewerb stehen» (lacht)! Ein Entwicklungsgebiet war der Südbahnhof, andere die Donau-Platte, der Laerberg ... Jeder Manager schaut, dass er dem anderen sozusagen die Bank wegschnappt, die dort ein Bankenzentrum bauen will, oder andere Investoren. Es geht um Konkurrenz. Schließlich ist es ja eine rote Stadt, ist doch klar (lacht): Hier muss Wettbewerb herrschen. Man holt tüchtige Manager, wie in die Museen auch, und die sehen sich gegenseitig im Wettbewerb, was total eigenartig ist in einem «Konzern», der einem Besitzer gehört. Die Politik hat die Entwicklung letztlich aus der Hand gegeben.

Schafhausen: Grundsätzlich ist das ja etwas Positives, wenn sich eine Stadt mit einer großen Innenstadtfläche beschäftigt. Durch die markante Insellage wurde das Zentrum baulich vorher sehr deutlich von den ärmeren Stadtteilen getrennt. Teilweise sind die neu bebauten Bahnhofs-Gebiete sogar gelungen. Das Risiko ist aber sehr groß, dass sich der engere Bereich gegenüber dem 21er Haus und dem ehemaligen Gleiskörper und Industrie-Areal zu einer neuen Barriere zwischen den inneren und äußeren Bezirken entwickelt. Negativbeispiele gibt es genügend, den Berliner Potsdamer Platz zum Beispiel ...

Ich kenne den kritischen Film von Hito Steyerl ...

Schafhausen: Genau. Der Potsdamer Platz wird hauptsächlich touristisch genutzt, kaum von den Bewohnern Berlins.

Räume für Securitys oder für Flaneur_innen?

Wenn man hinten durch den zehnten Bezirk geht, sind die ganzen Straßen plötzlich am Ende offen. Der Eingang des «Shopping-Center-Bahnhofes» wird aber Richtung Innenstadt weisen.

Schafhausen: Wenn die Erste Bank ihren Hochhaus-Turm eröffnet hat, der transparent und zum Durchlaufen angelegt ist, ist dennoch die Frage, ob das demnächst privatisierter Raum wird? Ob er von Security überwacht wird oder zum Flanieren einlädt? Es ist fast schon ein Klischee, aber Urbanität kann man nicht einfach planen. Oder, besser gesagt, Urbanität kann man nur planen, indem man auch Brachflächen lässt, die sich die Menschen nach ihren Vorstellungen aneignen und bevölkern können. Es gibt diesen wunderbaren Ausdruck «Instant Gratification», das bedeutet, dass man den Bürger_innen erstmal eine perfekte neue Stadt verspricht, mit allem, was man angeblich braucht: Shopping Malls, Banken, Fitness-Center etc. Es handelt sich aber allzu oft nur um ein Versprechen, das nicht eingelöst wird.

So wie Instant Coffee ...

Köb: Die Platte ist ein gutes Beispiel für Fehlplanung. Kaisermühlen ist wunderbar gelegen zwischen Donau und Alter Donau – Erholungsgebiet, Badeplatz. Es gibt alle Potenziale, die Stadt an die Donau, den großen Fluss zu rücken. Was ist hier alles falsch gemacht worden? Innerhalb dieser neuen Architektur gibt es nur Plätze, die total öd und leer sind, der Wind pfeift durch.

Schafhausen: Die Vermutung liegt nahe, das Ähnliches wieder passiert.

Fast chinesische Dimensionen

Früher gab es einen Nachtflohmarkt im Turm von der Post. Der ist weg. Wie sehen Sie den Hauptbahnhof historisch? Das schwere Dach, mit den drei Blitzen Richtung Arsenal, der Bahnhof wurde ja als Soldatenbahnhof gegründet ...

Schafhausen: Man kann Urbanität nicht bis ins letzte Detail planen, aber Stadtplanung kann die Möglichkeiten bieten, dass sich etwas entwickelt. Durch freie Flächen, durch eine kluge Auswahl, auch an verschiedenen Investoren.

Köb: Ich zweifle sehr, dass es gelingen wird, mit der Kunstsammlung der «Erste Bank», dem 21er Haus und dem Arsenal einen effektiven neuen Kunst-Cluster zu schaffen.

Schafhausen: Ich finde es schade, dass das Wien Museum keine Rolle mehr spielt, das hätte sehr viel Sinn gemacht. Es wäre durchaus eine politische Aufgabe, stadtplanerische Visionen zu entwickeln, Gebiete anders zu positionieren und den Bürgern zu vermitteln. Es geht ja auch darum, dass künftige Stadtbewohner solche tollen, neuen Gebiete zur Auseinandersetzung haben. Die Stadt wird durch die anhaltende Migration sowieso eine ganz andere Stadt sein, in zehn, zwanzig Jahren.

Köb: Mich hat neulich fasziniert, wie die U-Bahn zur Seestadt Aspern das besiedelte Gebiet verlässt und in einer großen Kurve auf die Wiese fährt, am Horizont stehen die Kräne. Das hat fast chinesische Dimensionen (lacht), eine Stadt am See für 20.000 Einwohner auf die grüne Wiese zu stellen.

Schafhausen: Albert Speer, das ist nicht DER Albert Speer, sondern der Sohn, baute für 25.000 Leute in der Nähe von Shanghai eine Stadt, die von den potenziellen Bewohnern nicht genutzt wird. Die Chinesen wollen nicht hinziehen, weil die Stadt nichts offeriert. Nur Versprechungen, aber man kann eigentlich nichts machen – es gibt keine Urbanität.

Herr Köb, Sie haben doch früher von den unterirdischen 3000 m² im Künstlerhaus-Keller geschwärmt? War das eigentlich der Grund, warum Sie gehen mussten?

Köb: Wenn ich ganz ehrlich bin: Ich habe einfach ein bisschen Aktionismus gemacht. Um ins Bewusstsein zu bringen, dass das Museum Moderner Kunst für seine Sammlung keinerlei Entwicklungsmöglichkeiten hat.

Schafhausen: Warum werden nicht einfach Think Tanks gegründet, in die auch Künstler, Kulturschaffende, Wissenschaftler einbezogen werden? Der Reichtum des Heeresgeschichtlichen Museums müsste beispielsweise wirklich anders kontextualisiert werden. Man könnte das perfekt fortschreiben in den ehemaligen Jugoslawienkriegen. Es ist überraschend, wie populär das HGM ist, aber bei den falschen Leuten.

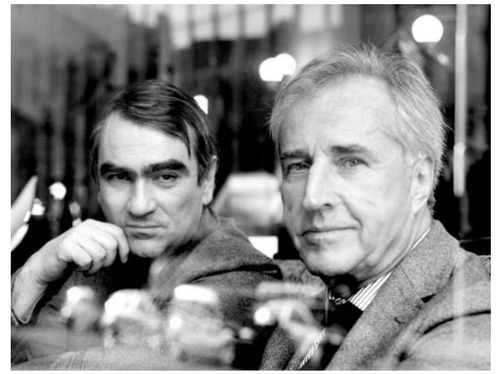
Köb: Da verlangen Sie ja Kulturpolitik! Wir haben immer noch kein Haus der Geschichte, sondern diese Aufgaben sind undefiniert beziehungsweise auf viele Institutionen verteilt. Ich finde es außerdem katastrophal, dass die Sammlungstätigkeit unserer sehr gut bestallten Museen fast schon zum Erliegen gekommen ist. Dass das Museum Essl in einem Jahr mehr an Kunst kauft als alle Bundesmuseen zusammen, ist ein Skandal.

Schafhausen: Was bedeutet Stadt überhaupt? Österreich ist so wohlhabend und hat so viel Potenzial. Wien wächst. Die Stadt könnte wieder ein Modell für Europa sein und sollte sich nicht permanent selbst musealisieren.

Nur bestimmte Teile werden musealisiert, man denke an das Sissy Museum ...

Schafhausen (schon im Aufstehen): Es werden auch andere städtische Räume musealisiert. Das Museumsquartier (lacht). Das geht ganz schnell ...

Die Fragen stellte Kerstin Kellermann.



Nicolaus Schafhausen (links) und Edelbert Köb: Was ist hier alles falsch gemacht …

> Wien könnte wieder ein Modell für Europa sein und sollte sich nicht permanent selbst musealisieren

Bad Banks, Bankster und die großen Emotionen. Ein Dramolett

Faymanns Taktik

Der Verhandlungstaktik der Regierung ist es zu verdanken, dass die Banken nichts, die Steuerzahler_innen alles für die Abwicklung der Hypo bezahlen. *Sie gleichen damit die Unsummen aus, die Haiders Prestigeprojekte in Kärnten und diverse Monsterprojekte Südosteuropas verschlangen. Christoph Moser hat für den Augustin eine Unterbrechung der harten Verhandlungen zwischen Regierung und Banken begleitet und uns folgenden Beitrag geschickt:*

Will man Banken ein paar Milliarden Euro aufs Aug drücken, empfiehlt es sich einige unschlagbare Argumente im Köcher zu haben, um bei den Verhandlungen nicht wie ein Schulerbub von den Bankdirektoren zusammeng'schissen zu werden.

Unsere Regierung setzte auf eine andere, auf ihre subtile Art durch und durch geniale Taktik.

Wie knapp sie damit schon am ganz großen Gewinn dran war, erfahren wir durch das folgende, vertrauliche, aber abgelauschte Gespräch leider erst jetzt.

So anders hätte dieser Verhandlungsmarathon doch enden können, hätte unsere tapfere Regierungsspitze früher davon Wind bekommen.

Zu spät ist es nun, um die Schuldenlast noch auf mehrere Rücken zu verteilen, aber nicht zu spät, um die Verhandlungstaktik der Regierung zu erkennen und zu bewundern.

Zumindest diese kleine Freude sollte dem Steuerzahler, der Steuerzahlerin nicht vorenthalten werden. Auf dass er und sie nun zufrieden zahlten und ihre Regierung weiter hündisch huldigten!

*

Ein Banker steht vor dem Spiegel der Männertoilette. Er stützt sich mit beiden Händen an der Waschmuschel ab und starrt völlig erledigt in den Spiegel. Nach ein paar Sekunden stürzt ein zweiter Banker herein. Er schlägt hastig die Tür hinter sich zu und lehnt sich erschöpft an die Wand. Nach ein paar tiefen Atemzügen keucht er dem anderen Banker zu:

Banker 1: Ich bin schon zu alt dafür. Ehrlich, ich halt' das nicht mehr aus.

Banker 2: Schau mich an. Ich bin zehn Jahre jünger. Und …

… er streckt beide Arme dem anderen entgegen – beide Hände zittern heftig …

das hat nix mit'n Alter zu tun. Das, was da grad passiert is, war einfach echt arg!

Banker 1: Wie die uns in die Mangel genommen haben … irgendwie hört sich da der Spaß auf. Ich frag mich wirklich, warum ich mir das noch antu. Wegen dem Geld sicher nicht. Das steht einfach nicht mehr dafür! … Oh mein Gott! Wenn ich nur dran denk. *(Er wird von einem heftigen Weinkrampf übermannt.)*

Banker 2: Ja, ist schon gut! Lass es raus, lass es raus …

Banker 1: *(zwischen heftigem Schluchzen)*: Es … es … es … ist so unfair. Was … was … haben wir … warum glauben die … dass sie … dass sie … SO mit uns umspringen können! Das war ja … das war ja … reinste Erpressung war das …

(Wieder beutelt ihn ein heftiger Weinkrampf.)

Banker 2: *(klopft dem anderen freundschaftlich auf die Schulter)* Mein Lieber, mein Lieber! Wird schon wieder gut.

Banker 1: *(leise wimmernd)* Nix wird wieder gut! Hast den Spindelegger g'sehn? Hast g'sehn, wie der g'schaut hat? … Hergott hilf! So traurig war er!

Banker 2: *(starrt erschütternd sich erinnernd ins Leere)* Und wie enttäuscht er von uns war! Wie ich ihm g'sagt haben, dass wir doch lieber nix zahlen wollen. Da is sein G'sicht richtig verfallen. Verstehst? Wie wenn's zerbröckeln tät … vor Enttäuschung zerbröckeln … kein schöner Anblick … gar nicht schön … tief ins Herz trifft einen das … so richtig tief …

(Er schüttelt langsam den Kopf, dann seufzt er laut auf, und eine dicke Träne löst sich träge vom Augenwinkel.)

Banker 1: Und erst der Faymann! Als er mir den einen Blick zug'worfen hat! So böse … so vorwurfsvoll … ich sag es dir jetzt ganz ehrlich … ein paar Sekunden länger und ich wär' schwach g'worden, und mei' Bank hätt' ihm alles gezahlt. Alles! Sogar sein' Kaffee und sei' Mineral!

Banker 2: Du, mir ist es genauso gangen! Der Blick, sei G'sicht … der Blick in sein G'sicht … *(Er drückt den anderen von sich und starrt in den Spiegel. Dann, mit leerer Stimme:)* Nie mehr werd' ich das vergessen. So hat er g'schaut. *(Er macht ein böses Gesicht und schüttelt den Kopf)* Nur viel ärger.»

Banker 1: Viel ärger ... Und der Spindlegger – so traurig haben seine Augerl mich ang'schaut … *(Er macht den traurigsten Gesichtsausdruck, den er zusammenbringt.)*

Nur viel ärger.

Banker 2: Viel ärger.

(Sie schauen noch eine Weile in den Spiegel. Der eine mit dem traurigsten, der andere mit dem bösesten Gesicht, das geht. Beide Banker gleichzeitig:)

Nur viel ärger!

Die zwei starren noch ein paar Sekunden in den Spiegel.

Banker 2: So, die Pause is bald vorbei. *(Er zückt ein Taschentuch und hält es dem anderen an die Nase.)*

Komm … fest … jaaa … brav … noch amal … braav isa!

Banker 1: Danke. So jetzt is besser.

Banker 2: Auf geht's! Letzte Runde! Dann is' vorbei. So oder so. Haupt'sach vorbei!

Banker1: Glaubst, schicken's auch die Fekter?

Banker 2: *(springt ihn zu und hält ihm den Mund zu)* Bei Gott halt bitte dein' Mund! In Gottes Namen – mal den Teufel nicht an die Wand!

(Beide verlassen die Toilettanlage. Im Hinausgehen murmelt der eine)

Banker 2: Ein Blick mit ihre unschuldig'n Rehaug'n und wir sind g'liefert. Dann gnade uns Gott! ◂

«Bis auf das letzte Hemd»: Aktivisten der neuen Wahlallianz «Europa anders» protestieren gegen die Abwicklung der Hypo auf Kosten der Bevölkerung

Fotos: Die Piraten

«Aufgemischt»

Diana Radulovski *setzt sich zielstrebig über Konventionen hinweg – und hat damit Erfolg. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)*

Über Diana Radulovskis Fähigkeit, bei null zu beginnen

Nein, sie passt nicht ins Bild: Wer in der Welt der Versicherungen das Sagen hat und über das Geld verfügt, kommt zu den Meetings, in denen es um Millionen geht, nicht mit dem Fahrrad. Schon gar nicht ohne Krawatte. Und ist nie und nimmer eine lockerselbstbewusst auftretende junge Frau.

Diana Radulovski, mit ihren 27 Jahren schon eine Grande Dame in der hiesigen Versicherungswirtschaft, lächelt. Besser gesagt: Sie strahlt, während sie ihr Fahrrad zwischen den dicken Limousinen parkt. Dann versichert sie mit ernstem Lächeln: «Ich liebe es, Konventionen zu brechen.»

Liebe beruht auch auf eigenen Erfahrungen. Radulovskis Erfahrungen wurden in ihrer Kindheit von Armutsphänomenen geprägt. Die Tochter eines Exportmanagers und einer Buchhalterin war fünf, da hat man auch in ihrem Heimatland die greisen Staatskommunisten entmachtet und die ebenso veralteten Staatsbetriebe privatisiert – de facto: für immer zugesperrt.

«Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben», hat in jenen weltbewegenden Tagen einer der Betreiber des geopolitischen Umbruchs erklärt. Für eine Familie in Levski, einer Kleinstadt im Norden Bulgariens, die von den Staatsbetrieben genährt wurde, stellte sich dieses Zuspätkommen so dar: «Mein Vater, meine Mutter, mein Opa, meine Oma und meine Tante, alle haben sie ihre Arbeit verloren.» Ihre Familie lebte nun von der Hand in den Mund. «Wir haben in unserem Garten Obst und Gemüse angebaut und die Ernte an unsere Nachbarn verkauft.»

Die Eltern waren daher gar nicht begeistert, als sie in ihrer Tochter früh eine hochbegabte Schülerin sahen. Denn diese Schülerin hatte sich in den Kopf gesetzt, ein teures Elite-Gymnasium zu besuchen. Wer weiß, wo sie heute wäre, wenn sie den Worten ihres Vaters gefolgt wäre: «Diana, du wirst dich auch durchsetzen, wenn du in eine herkömmliche Schule gehst.» Ist sie aber nicht, weil sie sich – wie gesagt – nicht zum geduldigen Menschen eignet: «Ich bin mit 13 von zu Hause ausgezogen.»

Heute sind Dianas Eltern, die ihre letzten Lew für ihre Schulbildung ausgegeben haben, sehr stolz. Dabei hat es ihnen ihre Diana auch später nicht leicht gemacht.

Exemplarisch ihr Auszug nach Ägypten. Sie erinnert sich: «Bald nach der Matura konnte ich ein Semester mit Stipendium an der Universität in Klagenfurt studieren.» Doch sie wollte länger als ein Semester lernen, was nicht finanzierbar war: «Ich hatte das Geld für die Studiengebühren nicht, und in Österreich arbeiten durften wir Bulgaren damals auch noch nicht.» Gegen den Willen ihrer Eltern flog sie daher als Animateurin einer großen Hotelkette ins ägyptische Hurghada. «Für mich war das wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Ich war gerade 19, durfte zum ersten Mal fliegen, und dann stand ich vor diesem ehrfurchtgebietenden Hotelpalast.»

Binnen weniger Wochen lernte sie von ihren italienischen Kollegen Italienisch. Fast ebenso schnell stieg sie zur angesehenen Hotelmanagerin auf. Wichtiger war ihr jedoch ihre Ausbildung. Daher inskribierte sie an der Wirtschaftsuniversität in Wien. Und musste erneut bei null beginnen: «Ich war in jedem Geschäft in der Mariahilfer Straße und habe gefragt, ob es Arbeit für mich gibt.» Es gab nicht, und aus heutiger Sicht ist das auch gut so.

Während des Studiums, das sie in Mindestzeit abgeschlossen hat, lernte sie ihren Mann kennen, der damals bulgarischen Landsleuten Versicherungen verkauft hat. Gemeinsam starteten die beiden etwas, was in Österreich einer Majestätsbeleidigung gleichkam. Ihre Idee: «Die unübersichtlichen, teils verwirrenden Angebote der großen und kleinen Versicherungen genau zu vergleichen und unsere Ergebnisse im Internet für alle zugänglich zu machen.»

Mit diesem Konsumenten-Service haben die Radulovskis drei Jahre lang keinen Cent verdient. Es war bitter, nicht jedoch für Lady Diana, die nur Ideen verfolgt, von denen sie überzeugt ist.

Inzwischen ist ihr Online-Portal versichern24.at gut etabliert. «Die Menschen, die bei uns die Angebote bequem vergleichen können, und auch die kleinen Anbieter lieben uns. Nur die Großen sind nicht entspannt, weil sie nicht wollen, dass der Markt transparent wird.» Womit wir wieder bei ihrem Fahrrad und den dicken Limousinen sind: Die erstaunlich Erfolgreiche, die heute 15 Menschen Arbeit geben kann, unter jenen ihre Mutter, geht auch in die heutige Sitzung auffallend gelassen.

Sie weiß es, und auch die Herren mit den Krawatten, von denen sie einer einmal um einen Kaffee schicken wollte, wissen es: «Keiner hat an unsere Idee, über das Internet Versicherungen zu verkaufen, geglaubt. Die Bank wollte uns erst gar keinen Kredit geben. Inzwischen kooperieren die meisten Unternehmen mit uns. Wir haben den Markt aufgemischt."

Schon hat Diana Radulovski ein zweites Portal eröffnet. Dort vergleichen ihre Leute die Preisunterschiede der Strom- und Gas-Anbieter. Was sie sonst noch vorhat, will die unkonventionelle Geschäftsfrau noch nicht laut sagen. Wir dürfen gespannt sein, und die bulgarischen Versicherer und Energie-Anbieter sollten sich schon einmal warm anziehen. *Infos: www.versichern24.at, www.stromgas24.at.* ◂

Die Lokalmatadore erscheinen seit dem Jänner 2000 im Augustin. Das gleichnamige Porträtbuch gibt es noch bei: buchhandlung-frick.at thrillandchill.at buecheramspitz.com

Heini Staudingers Finanzierungsmodell macht Schule

Kundschaft als Kreditgeber_in

Die in Folge der Finanzkrise beschlossenen international (bzw. EU-weit) gültigen Abkommen zur Bankenregulierung – Stichwort Basel II und III – erschweren es Klein- und Mittelunternehmen, Kredite zu erhalten. Andererseits wird aber offenbar nach wie vor im Hochrisikobereich investiert. Sehr polemisch ausgedrückt sind so gesehen eigentlich alle Banken «bad banks». GEA-Gründer Heini Staudinger wollte sich den unverhältnismäßigen Bedingungen der Kreditinstitute nicht mehr unterwerfen und lieh das für seine Firma nötige Kapital von Privatpersonen. Nun folgt ein weiteres österreichisches Öko-Unternehmen dem Vorbild aus dem Waldviertel. Die Grüne Erde GmbH, mit Stammsitz im benachbarten Mühlviertel, möchte sich das für den laufenden Betrieb benötigte Geld von ihren Kund_innen leihen, zu einem guten Zinssatz, versteht sich. Nicht dass das 1983 gegründete Unternehmen in den roten Zahlen steckte, die Banken erkennen bisherige Sicherheiten einfach nicht mehr an und raten unter anderem, sich an einen Investmentfonds zu verkaufen. Und das kommt für die Eigentümer und Geschäftsführer Reinhard Kepplinger und Kuno Haas und die 370 Mitarbeiter_innen nicht in Frage. Nur als unabhängige Firma kann die Grüne Erde ihre hohen ökologischen und sozialen Standards wahren. Die Produkte, die das Unternehmen z. T. selbst herstellt und in mehreren Filialen und über Versandhandel vertreibt, sind nicht nur aus biologischen Materialien und ökologisch produziert, sie sind auch fair gehandelt und entstehen unter sozial fairen Bedingungen.

Mit dem Projekt, Darlehen von Kund_innen aufzunehmen, geht der Betrieb, dessen Sortiment Naturholzmöbel, Wohnaccessoires, Naturkosmetik und Öko-Mode umfasst, zurück zu seinen Wurzeln. Das Gründerpaar Gabriela und Karl Kammerhofer finanzierten ihre Firma lange Jahre über ein ähnliches Prinzip, bis gesetzliche Vorschriften dies verboten. Neue Gesetze ermöglichen nun eine Wiederkehr der Finanzierung ohne Bank.

JL

www.grueneerde.at

TV Augustin sprach mit Zeitzeugin Dora Schimanko

Der Heldenplatz ist nah …

Herzlich willkommen beim Wiener Akademikerball in der Wiener Hofburg am Freitag, dem 24. Jänner 2014. Das ist auf der Website von www.wiener-akademikerball.at zu lesen, und man könnte meinen, es handelt sich hier um einen ganz «gewöhnlichen» Ball. 2000 Polizisten wurden bereitgestellt, um die ca. 700 Ballbesucher zu beschützen. 6000 bis 10.000 Demonstrant_innen, die Schätzungen gehen wie immer auseinander, gingen auf die Straße, um gegen den Ball zu protestieren – und im Jänner 2015 wird sich das Szenario vermutlich wiederholen, wenn Bundespräsident, Bundeskanzler und Bürgermeister weiterhin bereit sind, den rechtsextremen Burschenschaftlern die Hofburg zu überlassen.

Für die TV-Sendung am 6. März hat TV Augustin Frau Dora Schimanko eingeladen, um mit ihr über die rechte Szene in Österreich zu sprechen.

«Ich war zwar erst sechs Jahre alt, aber auch mich hat das betroffen, wie alle am Heldenplatz dem Hitler zugejubelt haben», erinnert sich die Zeitzeugin Dora Schimanko und fragt: «Sind wir heute auch schon wieder bald so weit?»

Von dieser Fragestellung ausgehend, entwickelt sich ein spannendes Gespräch über die Rolle der FPÖ in Wien und wie sie damit umgeht, über die Pressefreiheit, über die antifaschistische Bewegung – und wie die Medien ticken.

Frau Schimanko ist 1938 im Alter von 6 Jahren mit einem Kindertransport nach England ausgewandert. Als 14-Jährige kehrte sie 1946 wieder zurück nach Wien. Frau Schimanko hat 2011 ein autobiografisches Buch herausgebracht, mit dem Titel «Warum so und nicht anders». Mit ihren 82 Jahren hat sie viel erlebt – das Gespräch reichte natürlich nicht aus, um einen befriedigenden Überblick über ihr widerständiges Leben zu geben.

Die Sendung ist ab Donnerstag, den 6. März 2014 um 21 Uhr auf OKTO zu sehen, dann eine Woche lang zu unterschiedlichen Zeiten, danach im OKTO-Archiv: okto.tv/augustin

VOLLE KONZENTRATION

Aktivist_innen versauen PR-Aktion von Shell

Der internationale Ölkonzern Shell lud in diesem Winter in mehreren Städten Deutschlands zu einem Science Slam, bei dem es um innovative Ideen zu zukunftsweisender Energie gehen sollte. Der Konzern war schlecht beraten, diese PR-Show auch nach Berlin zu bringen. Berlin ist ein heißes Pflaster für Umweltvernichter_innen, die sich als Retter_innen des Planeten ausgeben. Das Team um den Studenten Paul von Ribbeck ging mit folgender Idee an den Start: Ein Benzin-Auto, ausgestattet mit einem revolutionären Katalysator, der das klimaschädliche CO_2 gleich an Bord aus den Abgasen filtert. Der Prototyp wurde vorgeführt. Es war das sechste – und aufregendste Projekt des Slam. Der rollbare Kasten hatte eine andere Funktion als die eines innovativen Modellautos. Paul von Ribbeck heißt eigentlich Jean Peters und ist kein junger Maschinenbauer, sondern ein Berliner Politik-Aktivist. Als er und sein Partner das Gerät präsentierten, sprudelte eine Fontäne einer braun-schwarzen Flüssigkeit heraus – Lebensmittelfarbe mit Wasser in Öl-Optik. Der Boden war sofort «ölig» und das nahe sitzende Publikum flüchtete in Panikstimmung aus dem braunen Regen. «Hier in Berlin kann man den Stecker ziehen. In der Arktis nicht», beendete Peters die mutige Intervention. Aus den hinteren Reihen brandete Applaus auf. Der Moderator brach den für die Veranstalter_innen gründlich in die Hose gegangenen Abend umgehend ab.

Quelle: www.oya-online.de

Wer kennt die Blekingegade-Gruppe?

Mit einer dänischen Bande politischer Bankräuber beschäftigt sich Gabriel Kuhn in seinem Buch «Bankraub für Befreiungsbewegungen. Die Geschichte der Blekingegade-Gruppe.» Knapp 20 Jahre lang raubten Mitglieder der Blekingegade-Gruppe Banken aus, um das Geld vornehmlich an die Volksfront zur Befreiung Palästinas weiterzuleiten. Theorie und Praxis militanter dänischer Aktivist_innen der 68er-Generation unterschieden sich stark von jenen der RAF oder den Roten Brigaden, die sich «im Krieg» wähnten und vor Gewalt gegen Personen nicht zurückschreckten. 1988 wurde im Zuge eines Überfalls unbeabsichtigt ein Polizist durch einen Warnschuss getötet, was zu einer beispiellosen Fahndung führte. Ein Jahr später flog die Gruppe durch einen grotesken Zufall auf. Ein langes Interview mit zwei ehemaligen Mitgliedern erlaubt einen Einblick in die Gedankenwelt einer verzweifelten städtischen Jugend und Intelligenz in der dänischen Hauptstadt. Übrigens hat die Geschichte, neben der historischen Dokumentation, das Zeug zum Krimi-Bestseller und ist dementsprechend spannend zu lesen. Das Buch erschien 2013 im Unrast-Verlag.

Quelle: www.direkteaktion.org

Dr. Ehalts Praxis für nützliche Theorie

Kreativität (nur) als Geschäft

Wissenschaften und Künste waren und sind die Begleiterinnen, die Avantgarde der Aufklärung. Sie haben mit Analyse, Forschung, Experiment, Deutung, mit Logik und Ratio, aber auch mit Kreativität, Ästhetik und Sinnlichkeit die Fundamente der alten autoritätsgebundenen Gesellschaftsordnung gesprengt. Diese Zielsetzung und dieses Leitmotiv wurden durch die Persönlichkeiten, die sich nicht der Macht und der Herrschaft, sondern der Wahrheit, der Freiheit und der Kunst verpflichtet fühlten, nie verletzt.

Die neoliberale Zielsetzung, alles in den Dienst zu nehmen und profitträchtig zu vermarkten, hat zuletzt auch die Künste, die genuinen Bereiche menschlicher Existenzerkundung und Neuerfindung, als Quelle entdeckt: Künstlerische Gestaltung wurde und wird als Rohstoff für «creative industries» entdeckt und in den Dienst genommen.

Die geplante Engführung des kreativen Geschehens, dessen Ziel Bildung, Humanität, Inspiration, Schöpfung, Aufklärung sein könnte und sollte, kann dabei leicht zur Behübschung, zur Ästhetisierung und damit auch zur Legitimierung des hässlichen, weil wertlosen Neoliberalismus verkommen. Aus dem möglichen Schönen der Kunst wird Warenästhetik; das ist ein besonders heimtückisches Vernebelungsgeschehen, weil Kunst als Befreiungs-, Öffnungs- und Unabhängigkeitsinstanz (l'art pour l'art) zu einem Dienst bei der Herstellung gut vermarktbarer Produkte wird.

Es muss hier angemerkt werden, dass gegen kreatives Design bei der Gestaltung von Produkten nichts einzuwenden ist; gutes Design schafft bisweilen die Möglichkeit, den Zweckcharakter von Gegenständen und Handlungen zu mildern, in Frage zu stellen, zu ironisieren, Momente des Zweckfreien zu insinuieren. Design und kreative Modeelemente können also auch – ich gestatte mir diesen Widerspruch zu meiner eigenen Argumentation – Momente der Sinnlichkeit, der Freude, des Schönen enthalten und – (nicht intendiert) – den neoliberalen Profitzwang durch die Macht der Kunst in Frage stellen.

Die Hauptgegner der neoliberalen Entwicklung sind Individuen und Gruppen, die sich der Ökonomisierung mit Analyse und Kritik, mit Zivilcourage und persönlichem Mut, mit Ironie und Witz in den Weg stellen. Die Gegeninitiativen sollten dicht und vielfältig vernetzt ein unüberwindbares «Gegenfeuer» *(Pierre Bourdieu)* zur Stoppung und Zurückdrängung der neoliberalen Walze bilden.

Hubert Christian Ehalt

CUP DER GUTEN

HOFFNUNG

Fußballturnier

Wiener Sozialeinrichtungen

geht in die Halle

am Sonntag 23. Februar von 10:00 - 17:00

Sporthalle Brigittenau

Hopsagasse 7, 1200

teilnehmende Teams:

Augustin, Gruft, Axxept, LOGIN, Grüner Kreis, Spielergemeinschaft Aidshilfehaus, Neunerhaus, UMF Samariterbund

Unterstützt von: Goal ein Projekt der Caritas | Uni Wien | FAIRPLAY Viele Farben. Ein Spiel.

Dannebergpredigt

Kinder pflegen

Als 2011 der Film «Mehr als ich kann», der vom «Pflegealltag im Verborgenen» berichtet, gezeigt wurde, war die Tatsache noch relativ unbekannt, dass viele Kinder pflegende Angehörige sind. In dem Film von Herbert Link erzählt eine Schülerin von ihrer Angst, dass mitten in der Matura plötzlich ihr Handy läuten könnte, um sie zu ihrem krebskranken Vater zu rufen. Sie wechselte mehrmals täglich seine Infusionsflaschen, weil, wie sie in dem Film sagt, es ja auch für einen Arzt oder eine Krankenschwester unmöglich ist, dafür mehrmals täglich vorbeizukommen.

Ein Bub, dessen Vater schwer krank war, berichtet in dem gleichen Film von der Unmöglichkeit, mit seinen Klassenkamerad_innen oder Lehrpersonen über die Pflegesituation daheim zu reden. «Ich hab mich in der Schule vollkommen verschlossen.» Und eine andere Schülerin sagt zum Schluss des Films, sie verstehe es nicht, weshalb so wenig Geld und Hilfe für die Pflege kranker und alter Menschen da ist. «Ich kann's mir einfach nicht erklären, wir werden doch alle einmal alt.»

Kinderalltag in Österreich: 42.000 Kinder und Jugendliche im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren pflegen zu Hause ein krankes Familienmitglied. «Pflegende Kinder hat es immer schon gegeben. Doch meist unbemerkt von der Öffentlichkeit. Die Politik hat hier eine Bringschuld und muss direkt auf diese Kinder zugehen», sagt Birgit Meinhard-Schiebel, Präsidentin der Interessensgemeinschaft pflegender Angehöriger, die, wie auch ich, an dem Film von Herbert Link (http://members.chello.at/avp-link) mitgearbeitet hat. Ein Film, der vielleicht dazu beigetragen hat, dieses Problem öffentlich bewusster zu machen.

Geld und Pflege stehen in engem Zusammenhang. Die pflegenden Kinder kommen meist aus nicht so betuchten Familien, oft mit Migrationshintergrund, die sich keine Pflege «zukaufen» können. Und meist sind es Mädchen, die einen Eltern- oder Geschwisterteil versorgen. Das Rote Kreuz bietet nun für sie «Pflegefitkurse» an. Das mag im Einzelfall hilfreich sein, verringert aber nicht grundsätzlich die große Last auf kleinen Schultern.

Bärbel Mende-Danneberg

Tricky Dickys Skizzenbuch

Bürger_inneninitiative «Abrissstopp Taborstraße 81–83» gegründet

Gründerzeitmangel

Anrainer_innen beginnen sich gegen die laufende Zerstörung von attraktiven Gründerzeithäusern zu wehren. Sie befürchten einen nachhaltigen Verlust im historischen Stadtbild. Aktueller Anlass ist der geplante Abriss eines Leopoldstädter Doppelhauses aus der Gründerzeit durch die Firma Vestwerk: Taborstraße 81–83.

Eine eben gegründete Bürger_inneninitiative «Abrissstopp Taborstraße 81–83» fordert die Verhängung einer Bausperre und die Errichtung einer Schutzzone zur Erhaltung des historischen Ensembles der Taborstraße und ihrer angrenzenden Gebiete.

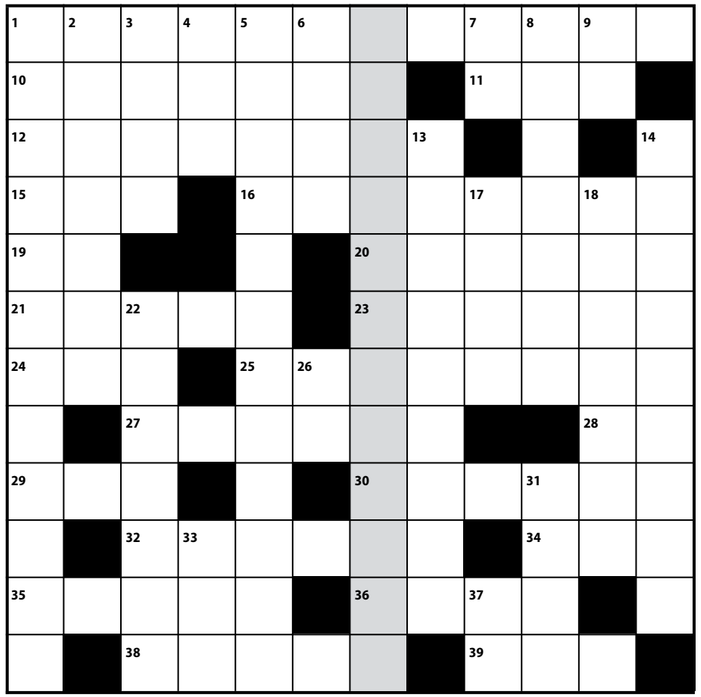
Anders als im Fall des vom Abriss bedrohten Leopoldstädter Gebäudes Mühlfeldgasse 12 («Pizzeria Anarchia») wird in der Taborstraße mit durchaus bürgerlichen Argumenten gestritten. In der Mühlfeldgasse ist Besetzung angesagt, und der ideologische Background dieser Militanz ist die grundsätzliche Privateigentumsfeindlichkeit der Aktivist_innen. Dem Statement der Taborstraßen-Retter_innen ist dagegen unternehmerische Federführung anzumerken. «Das Streben nach Gewinn ist für ein Wirtschaftsunternehmen notwendig. Für uns ergibt sich aus dem Eigentum an einer allgemein sichtbaren Immobilie auch immer die Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit. Diese Verantwortung nimmt die Firma Vestwerk nicht wahr», heißt es in der Stellungnahme der Bürger_inneninitiative.

Im konkreten Fall zeige sich vielmehr, dass es den Investor_innen «ausschließlich um Maximierung des möglichen Gewinns geht und man dafür die Zerstörung eines historischen Ensembles für die Erhöhung der Rendite rücksichtslos in Kauf nimmt».

Der Abriss sei umso unverständlicher, als sich die Stadt-Entwicklungsgebiete Nordwestbahnhof und Nordbahnhof in unmittelbarer Nähe befinden. Dort wären die Pläne der Firma Vestwerk ohne die Demolierung einer historischen Substanz umsetzbar.

Während die Bewegung in der Mühlfeldgasse auf ein selbstbestimmtes Wohnen fokussiert, geht es den Retter_innen der Taborstraße 81–83 um die Bewahrung des gründerzeitlichen Erbes. Denn es seien die Bauwerke der Gründerzeit, die Wien eine architektonische Identität geben; hier vergessen die Initiator_innen, dass das Gegenprogramm zu den Gründerzeithäusern, die «Paläste» des Roten Wien, international von größerer Bedeutung sind.

R. S.



WAAGRECHT: 1. es ist warm: fein, hier zu sitzen und ein Glas Wein genießen 10. von einem asiatischen Mann handelt das gleichnamige Buch Mankells 11. sein … und Gut ist alles, was er besitzt 12. jemanden aufziehen und verspotten 15. Investitionsbank Berlin im Bank-Jargon 16. psychologisch: Erschütterungen, medizinisch: Verletzungen 19. nur kurz (amtierte) der Landesrat 20. auf englisch: egal ob Frühling oder Sommer – jede Jahreszeit 21. unumstößlich ist die Wahrheit 23. der Scheck geriet etwas durcheinander 24. manchmal muss frau ganz dringend dorthin 25. man trägt sie im Mund oder statt eines Beins – verkehrt (wie hier) passt sie allerdings nicht 27. ziemlich sarkastisch und spöttelnd 28. sozusagen das Gegenteil von: jo! 29. Keiner wäscht reiner! 30. in der Stadt macht mans oft mit Gas, am Land mit Holz 32. Anneliese verließ pensionsbedingt kürzlich die Presse 34. ehemals armenische Hauptstadt 35. die der Hochzeit trägt das Brautpaar, die des Geburtstags die Kerzen 36. 12 von ihnen ergeben one Foot 38. ein ausschließlich männlicher Blutsverwandter im alten Rom 39. in Deutschland beobachtet und analysiert er weltweit politische und wirtschaftliche Entwicklungen

SENKRECHT: 1. stummes Tier trägt Panzer – beliebt als Haustier 2. Isabelle Huppert spielte in mehreren Filmen dieses französischen Regisseurs tragende Rollen 3. ein Schlag und ein Stoß 4. beginnende Annäherung 5. fliegt als Letztes aus dem Nest der Schoß-Familie 6. in der Confiserie (erhältlich) 7. gängig: Ihm obliegt die oberste Finanzkontrolle 8. Chillisorte gab Soße den Namen 9. Initialen des Philosophen: Das Prinzip Hoffnung 13. so geht man ins Labor, selten ist man's nach dem Feste 14. sie bricht aus, wenn viele Kund_innen auf einmal ihr Geld abheben wollen 17. ziemlich wörtlich: das (letzte) Mähen 18. mit an voran: sie in Stimmung bringen, mit ab: ernüchternd 22. Altes Testament: Gott zerstörte die Stadt, weil sie der Sünde anheimgefallen war 26. ganz kurz (im) Salzamt 31. legt man ihn zu, wird's ganz schnell 33. Otto trinkt gern!, nur anfangs (sonst wird er betrunken!) 37. auf allen Cottbuser Autos zu lesen

Lösung für Heft 360: MARATHONLAUF
Gewonnen hat Ingrid ERASMUS, 1170 Wien

W: 1 STEIERMARK 11 ORIGINALTEXT 12 NEGAM 13 RI 14 NIE 15 EVAMARIA 18 EBNER 20 TESSIN 21 NETT 22 AHN 23 EID 24 BRUNO 26 OTTI 28 EAR 29 NESTER 31 IBM 32 GEL 34 BEIL 35 ETALAGE 38 SA 39 LAREN 40 URNE 42 NEFFE 43 BUB
S: 1 SONNENBRILLE 2 TREIBER 3 EIGENTÜMER 4 IGA 5 EIMER 6 RN 7 ALIMENTE 8 RT 9 KEHRSEITE 10 STRANDURLAUB 16 AS 17 III 19 ETNA 25 ORGANE 27 TSBEN 30 EIS 33 EL 36 TEN 37 GRE 41 EB

Einsendungen (müssen bis 26. 2. 14 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

INDIANA KIRES ASTROSHOW

Widder
21. 3.–20. 4.
Du weißt nicht, ob du einen Tobsuchtsanfall bekommen sollst oder einfach herzhaft gähnen. Die Gewaltdiskussionen um Demonstrationen hängen dir schon bei den Ohren raus. Gewalt gehört zum gesellschaftlichen Fortschritt. Auch die Republik ist nicht entstanden, weil man den Habsburgern gut zugeredet hat, und gegen Faschismus hilft diskutieren auch nichts. Demokratie wird (auch) mit Gewalt verteidigt. Und wenn nicht vom Staat, dann eben vom Volk.

Krebs
22. 6.–22. 7.
So kann das aber auch nicht gehen mit der EU. Mittels Wettbewerbspakt soll die neoliberale Gangart den ganzen Kontinent überziehen, und die Saatgutverordnung wird dafür sorgen, dass wir nicht einmal mehr Gemüse anbauen dürfen und es den Nachbarn verkaufen. Den ganzen Tag müsste man auf die EU aufpassen. Das überfordert aber die Bürger_innen. Aber das ist wahrscheinlich Konzept.

Waage
24. 9.–23. 10.
«Fuck the EU!» Da hat sie prinzipiell schon recht, die US-Diplomatin Victora Nuland. Nur blöd, dass sie damit meint, man sollte bei geopolitischen Fragen einfach auf die Meinung der EU scheißen. Dir zeigt die Sache wieder, wie und wo das Schicksal von Ländern entschieden wird. Wie es in der Ukraine weitergeht, hängt von solchen Typen ab. Brrrr!

Steinbock
22. 12.–20. 1.
Am 25. Mai stehen die Wahlen zum Europaparlament an. Wieder so ein Gremium, in dem sich durchaus wohlmeinende Menschen abstrampeln dürfen, um den Schein von Demokratie zu erzeugen. Dabei oszilliert das EU-Parlament zwischen Beschäftigungstherapie und Versorgungsjobs. Schade um all die Lebenszeit, die vergeudet wird.

Stier
21. 4.–20. 5.
Wieder einmal bemerkst du, dass du dich an Dinge oder Menschen, die dich zuerst erschrecken, gewöhnen kannst. So etwa dein Landwirtschaftsminister Andreä Rupprecht. Bei der Regierungsangelobung berief er sich noch auf das heilige Herz Jesu Christi, nun schenkte er einer grünen Politikerin ein Büschel Heu. Nicht ohne sie zu bitten, dieses nicht zu rauchen. Origineller Kerl. Du freust dich.

Löwe
23. 7.–23. 8.
Genau so hast du dir das vorgestellt. Vor den Spielen in Sotschi gab es noch Bedenken, dieses Prestigeobjekt von Wladimir Putin zu unterstützen. Kaum haben die Spiele begonnen, hört man nichts mehr von Vorbehalten oder Protesten. Auch das ist eben Herrschaftswissen – wer die Macht hat, kann vieles aussitzen.

Skorpion
24. 10.–22. 11.
Es läuft einfach alles in die falsche Richtung. Das Finanzkapital und die internationalen Großkonzerne setzen ihre Interessen durch, die Zentralmatura führt dazu, dass Schüler_innen nur noch auf die Erfüllung formaler Kriterien getrimmt werden anstatt Freude am Lernen und Hinterfragen zu entwickeln, und die Wurst wird auch immer grauslicher. Von dir aus kann die Welt bald untergehen.

Wassermann
21. 1.–19. 2.
Natürlich bist du dafür, wählen zu gehen. Klar doch, wenn man über mangelnde Mitbestimmung klagt, dann muss man jede Gelegenheit nutzen. Aber was der Ausgang bei den anstehenden AK-Wahlen ändern wird, bleibt auch dir schleierhaft. Du hast nicht den Eindruck, dass sich ein derart hierarchisches System durch Wahlen beeindrucken lässt. Trotzdem hingehen? Die Sterne schweigen.

Zwilling
21.5.–21. 6.
Es wärmt dir das Herz, wenn du siehst, wie sich immer wieder Gruppen finden, die bereit sind, sich frohgemut in die Schlacht gegen Windmühlen zu werfen. Jetzt haben sich Pirat_innen, Wandel, KPÖ und Unabhängige zum Wahlbündnis «Europa anders» zusammengeschlossen. Was bleibt einem Sisyphus schon, außer den Stein zu rollen? Immer noch besser, als trübsinnig vor sich hinzustarren. Immerhin spürt man sich.

Jungfrau
24. 8.–23. 9.
Im Mai finden wieder EU-Wahlen statt. Du versuchst schon jetzt, dich zu entspannen. Denn nur wenn du entspannt in die Sache hineingehst, drückst du sie auch durch. Du hast einfach gute Erfahrungen damit gemacht, Blödheiten und Unverschämtheiten als Kuriositäten und erfrischende Zwischenrufe wahrzunehmen. Ein bisserl freust du dich schon, was da wieder daherkommt.

Schütze
23. 11.–21. 12.
Das musste ja so kommen. Dass ein Sozialdemokrat wieder einmal beweist, wie weit sich diese Politikerkaste von deiner Lebenswirklichkeit entfernt hat. Dieses Mal war es eben der SP-Spitzenkandidat zur EU-Wahl Eugen Freund, der den Durchschnittsverdienst eines Arbeiters auf 3000 Euro schätzte. Es hätte aber auch Cap sein können oder Laura Rudas. Dir wird schlecht.

Fische
20. 2.–20. 3.
Mit zunehmendem Alter nimmst du Politiker_innen immer weniger wahr. Sie kommen und gehen wie das Wetter und die Jahre. Man kann sich über sie ärgern, aber letztlich weiß man, dass sie eine vorübergehende Erscheinung sind. Manchmal fragst du dich aber, wo sie abgeblieben sind. Was zum Beispiel macht Maria Fekter? Wohlfühltermine? Ob ihr das gefällt?

Vom Spielfeld an den Spielfeldrand: Muhammet Akagündüz

Der Lückensucher

Jeden Tag ist er dem Ball im Park hinterhergejagt, auch bei Regen und Schnee. *So hat sich Muhammet Akagündüz, nachmaliger Profi und Nationalspieler, das Fußballspielen selbst beigebracht. Heute trainiert er die Akademiemannschaft U15 des SK Rapid Wien.*

Trainingsanzug und Badeschlapfen hat er an. Muhammet Akagündüz sitzt in einer der Umkleideräume in den Katakomben des Gerhard-Hanappi-Stadions. Eine halbe Stunde noch bis zum Trainingsbeginn.

Akagündüz hat die Seiten gewechselt. Vom Spielfeld an den Spielfeldrand. Bis 2010 verdiente er sein Geld als Profi-Fußballer, zuletzt angestellt bei Admira Wacker Mödling, so hieß der Klub damals noch. Nun ist er Nachwuchstrainer beim SK Rapid Wien. Und nicht nur das, außerdem führt er zusammen mit seinen Brüdern ein Elektrofachgeschäft in Wien-Ottakring. In ein Loch ist er also nicht gefallen, nach dem Ende seiner Profikarriere. Doch zugenommen habe er, sagt er und fasst sich an die Hüften. Das sei nicht zu vermeiden, wenn man mit dem Leistungssport aufhört.

1978 in der Türkei geboren, kam Akagündüz 1987 nach Österreich. Mit neun Jahren noch einmal ein Neubeginn: anderes Umfeld, andere Sprache. Eine Herausforderung, an der manche zerbrechen, andere wachsen. Akagündüz gehört offenbar zur zweiten Kategorie. Er schaffte, wovon viele nur träumen können: Er wurde Profifußballer, machte sein Hobby sozusagen zum Beruf, verdiente gutes Geld und schaffte schließlich gar den Sprung in die österreichische Nationalmannschaft.

Antithese zu Hrubesch

Akagündüz war Stürmer, doch nicht vom Typ «Hrubesch»: vorne reinstellen und im entscheidenden Moment den Kopf so hinhalten, dass der Ball von dort seinen Weg in das gegnerische Tor findet, wie das einst der Hamburger so unnachahmlich beherrschte. Nein, Akagündüz, ein quirliger, pfeilschneller Spieler, suchte stets die Lücke im Strafraum – und fand diese auch oft genug.

Begabung genügt allerdings nicht, um es bis nach oben zu schaffen, betont Akagündüz. Glück gehört auch dazu. Das Glück, im richtigen Augenblick am richtigen Ort zu sein. Der richtige Ort war für ihn der kleine Verein Breitensee WAT 16. Dort wurde das junge Stürmertalent von dem nachmaligen österreichischen Teamchef Josef Argauer entdeckt. Akagündüz wechselte zu Austria Wien, wo er sich jedoch in der Kampfmannschaft nie richtig durchsetzen konnte, auch, weil ihn Verletzungen am Schlüsselbein immer wieder zurückwarfen.

Als sich Akagündüz schon damit abzufinden begann, dass er es wohl nie zum Stammspieler bringen und ihm die große Karriere versagt bleiben wird, als er auch schon daran ging, sich mehr auf sein Medizinstudium zu konzentrieren, da kam der Wechsel nach Ried. Und damit sein rasanter Aufstieg. Hier in der Provinz, wo der Druck ungleich geringer war als in Wien, blühte Akagündüz geradewegs auf. Hier machte er das, was von einem Stürmer erwartet wird: Er schoss Tore. So viele, dass Engagements in der Türkei, bei Rapid Wien und in Italien folgten. Ein Profi mit internationaler Erfahrung. Und mit tiefer religiöser Einstellung. Auch während des Meisterschaftsbetriebs

Als Aktiver schaffte er es bis ins Nationalteam. Jetzt, sozusagen als Passiver, ist Muhammet Akagündüz (noch) Nachwuchstrainer

Die U15 vom SK Rapid Wien ist unter den Fittichen eines sehr erfahrenen Trainers. Ein paar seiner Stationen: Medizinuni (aber nicht abgeschlossen), Austria Wien, SV Ried, Rapid Wien, türkische Süper Lig oder Hellas Verona

hielt der gläubige Muslim die Fastenzeiten ein. Nahm ihm das nicht die nötige Kraft? «Nein, im Gegenteil, das gab mir zusätzlich Kraft», sagt Akagündüz.

Über 15 Jahre war Akagündüz Fußballprofi, und das heißt, er absolvierte rund 1000 Trainingseinheiten. Ein Erfahrungsschatz, aus dem man schöpfen kann. Zur Praxis kommt die Theorie, zuletzt machte er die Trainer-Ausbildung. Sein Wissen gibt er nun an die jungen Rapid-Spieler weiter. Wobei seine Aufgabe klar definiert ist: Er soll die jungen Spieler an den Profifußball heranführen. Bei Rapid sind die Ziele stets hoch gesteckt, und dies betrifft auch den Nachwuchs.

Die Nachwuchsspieler von Rapid sind einerseits privilegiert. Ein großer Betreuerstab, der vom Fitnesstrainer bis zum Physiotherapeuten reicht, nimmt sich ihrer an. Andererseits sind sie auch nicht unbedingt zu beneiden. Sie sind sehr gefordert – und viele werden ihre Profi-Träume irgendwann begraben müssen, nur wenige werden es pro Jahrgang in die erste Mannschaft von Rapid schaffen. Oft genug macht den Unterschied zwischen Bundesliga und Landesliga nicht die individuelle spielerische Klasse, auch nicht die notwendige mentale Stärke, sondern eben jenes Quäntchen Glück, das unbedingt dazugehört.

Akagündüz erzählt, dass er selbst das Fußballspielen im Park und dem sprichwörtlichen Käfig gelernt hat. Waren die Hausaufgaben gemacht, ging es raus, zum Fußballspiel mit Freunden. Und dann wurde, bis es dunkel wurde, dem Ball hinterhergejagt, jeden Tag, auch bei Regen oder Schnee. Niemand stand am Rand und gab Anweisungen. «Für alle Spielsituationen mussten wir selbst die Lösung finden», sagt Akagündüz. Nicht die schlechteste Übung. Learning by doing. Was sich Akagündüz einst praktisch selbst beigebracht hat, das lehrt er heute den Jugendlichen in systematischen Einheiten. Da geht es um Ballbehandlung, Taktik, Kondition, Koordination.

Das magische Dreieck: Fußball – Schule – Pubertät

Es waren damals, in seiner Jugend, einfach noch andere Zeiten, sagt Akagündüz. Noch gab es kein Handy, keine Playstation. Sondern nur den Ball, der alles Glück verhieß. Für seine jungen Spieler sei die Situation heute ungleich härter. Nicht nur, dass sie stets im Fußball weiterkommen müssten, von ihnen werde auch erwartet, dass sie gute Schulleistungen bringen. Und nicht zu vergessen, sie befinden sich ja in der Pubertät, in einer ohnehin schon schwierigen Umbruchphase. Da sei es notwendig, ihnen mit viel Verständnis zu begegnen.

Irgendwann will Akagündüz eine erste Mannschaft trainieren. Doch einstweilen gefällt ihm die Arbeit mit den jungen Spielern, vor allem deshalb, weil die sich noch mitten in der Entwicklung befinden. Sagt es und zieht seine Fußballschuhe an. Dann geht es raus, in den kalten Abend, auf den Trainingsplatz. Zu seinen Schützlingen, die er wieder ein Stück weiter bringen möchte.

Text und Fotos: Wenzel Müller

Kick-Tipp

Oberliga A: SPC Helfort 15 – Rennweger SV; Helfort-Platz, Samstag, 1. März, 15 Uhr. Der Winter ist vorbei – mit dem Ankick zur Oberliga A kehrt ein Großer des Wiener Scheiberlspiels zu seiner einstigen Wirkungsstätte am Rennweg zurück: Nicht weniger als 169 Tore hat Abraham Aurohom in den letzten sieben Jahren in den oberen beiden Spielklassen des WFV erzielt, allein 71 davon für den RSV. Und der direkte Zug zum Tor wird dort wohl auch heute von Nöten sein: Ist doch der jungen Mannschaft mit Mario Ackerl zuletzt einer der wichtigsten Leistungsträger abhanden gekommen. Beim SPC Helfort sind indes die Aufstiegsträume noch nicht ausgeträumt, auf den Spitzenreiter ASV 13 fehlen gerade einmal vier Punkte: Ein Heimsieg zum Ligastart ist somit Pflicht – und würde die suboptimale Vorbereitung in der Kendlerstraße schnell vergessen machen.

Kendlerstraße 42
1160 Wien
Tel.: 0 676 849 31 73 33
www.helfort15.at

Öffis: U3 bis Kendlerstraße

Oberliga B: Landstraßer AC – DSV Fortuna 05; LAC-Platz, Sonntag, 2. März, 10.15 Uhr. Wenn Träume wirklich Schäume sind, dann sind Fußball-Testspielergebnisse die Seifenblasen der Letzteren. Und dennoch: Wer – so wie der LAC – als Oberligist den Wiener Sportklub auswärts 1:4 deklassiert, sollte sich den Stoff, aus dem die Träume sind, nicht verbieten lassen. Schon gar nicht, wenn der Rückstand auf Herbstmeister Fortuna gerade einmal drei Punkte beträgt: Fast die gesamte Mannschaft der Herbstrunde konnte gehalten werden, neben Routinier Orhan Kayhan wurden noch fünf weitere Neuzugänge nach Erdberg geholt. Einziger Schönheitsfehler: Bei den Fortunaten findet sich die gleiche Situation in Grün-Weiß, nur mit etwas mehr Höhenluft. Und vom 3:2-Testspiel-Sieg gegen den Wienerliga-Zweiten Stadlau spricht die Krottenbacher Alm noch heute.

Baumgasse 87
1030 Wien
Tel.: (01) 796 54 48
http://vereine.fussballoesterreich.at/wien/LandstrasserAthletikClub

Öffis: U3 bis Erdberg

Wienerliga: SR Donaufeld – SV Donau; Sportplatz Donaufeld, Sonntag, 9. März, 10.15 Uhr. Donaufeld will es wissen: Mit der Verpflichtung des 22-jährigen Christoph Ungerböck von der Wiener Viktoria und des ehemaligen U19-Nationalspielers Michel Sandic sorgten die Rasenspieler für die wohl meistbeachteten Wintertransfers der Wienerliga. Geholt wurden die beiden jungen Mittelfeld-Rastellis trotz souveränem Herbstmeistertitel und scheinbar komfortablem Sechs-Punkte-Vorsprung: Im Donaustädter Derby soll nun der Führungsanspruch kompromisslos untermauert werden. Der blutjungen Truppe vom gegenüberliegenden Ufer des Altarms ist allerdings alles zuzutrauen – vor allem dann, wenn sie unbekümmert aufspielen kann: Nicht von ungefähr sind die Kaisermühlener mit 18 Punkten in der Fremde der Auswärtsschreck der Liga.

Nordmanngasse 24
1210 Wien
Tel.: (01) 259 39 86
www.srdonaufeld.at

Öffis: Tramwaylinien 25 und 26 (z. B. ab U1, U2, U6) bis Haltestelle Fultonstraße

FM

FOTO: APOLONIA BITZAN

Stadtrat Christian Oxonitsch macht gute Miene unter den demonstrierenden Kunstschüler_innen. Dabei ist er als Bildungsstadtrat verantwortlich für das Abwürgen der Kunstschule

Lebertran für die Kunststudent_innen

Jessas, wann die Matejka kommt

Als die «unbekannteste beste Kunstausbildungsstätte Österreichs» ist die Kunstschule Wien einmal von einem sympathisierenden Journalisten beschrieben worden; *inzwischen ist sie aus einem unsympathischen Grund etwas bekannter geworden: Die Stadt Wien findet die Ausbildung entbehrlich und dreht den Subventionshahn zu. Lebte die Gründerin, Gerda Matejka-Felden, noch, würde sie mit den Studierenden und Unterstützer_innen die Revolte wagen. Denn ihre Argumente für die Gründung der Kunstschule 1952 sind nach wie vor gültig. Ende Jänner stellte Tom Waibel ein Büchlein über die Frau des legendären antinazistischen Kulturstadtrats Viktor Matejka vor.*

Gerda Matejka-Felden

Die Veranstaltung war auch von Leuten besucht, die Gerda Matejka-Felden noch gut kannten (sie starb am 27. 12. 1984) – und sich einigermaßen vorstellen können, wie sie, zur Rettung ihrer Kunstschule, in das Büro des Kulturstadtrats Mailath-Pokorny gestürmt wäre: «Langer, was soll das?» Ein Beamter des Unterrichtsministeriums wird in Waibels Broschüre so zitiert: «Jessas, wenn diese Matejka kommt, das ist furchtbar, sie stürzt hinein, dem Ersten drückt sie den Schirm in die Hand, dem Zweiten drückt sie den Mantel in die Hand – hängen Sie mir den auch ordentlich auf –, reißt die Tür auf und ist beim Chef drinnen, bevor die überhaupt noch Luft schnappen können und sagen: Bitte, der Chef kann heute nicht.»

Im Juli 1945 erhielt Gerda Matejka-Felden einen Lehrauftrag für den zeichnerischen und malerischen Unterricht an der Akademie für bildende Künste. Sie hat diese Institution am Schillerpark sehr bald durchschaut. Aus der Sicht der Professorenschaft, darunter Hitlerianern, die der notwendigen Entnazifizierung entgingen, war ihre Kritik am Akademismus unerhört:

«Eine Akademie muss mehr sein als eine Hochschule der materiell fachlichen Ausbildung … In den letzten Jahren erstickte immer mehr dieser Gedanke, in einer stupiden, unendlich verkalkten und abgedroschenen Schule, die einen krankhaften Standesdünkel hervorrief und die sich gegen jeden neuen gesunden Einfluss von außen abschloss. Diese Akademie hatte nichts mehr mit einer Ausbildung begabter Menschen zu tun. Es war ein Sanatorium für gut bestallte Akademieprofessoren und faulen Schüler. Die Aufnahmeschwierigkeiten wurden so groß gemacht, dass allmählich der lebendige Zuschuss der Schüler aus der Bevölkerung unterblieb, denn nur begüterte Menschen konnten dort studieren. Dem kleinen Mann wurde es durch viele Aufnahmeschwierigkeiten und durch die Größe der materiellen Ausgaben unmöglich gemacht, dort Fuß zu fassen. Die Akademie schläft seit Jahren einen Dornröschenschlaf.»

Ein in Waibels Broschüre abgedrucktes Dokument zeigt, dass Gerda Matejka-Felden ihren Student_innen Empathie und praktische Solidarität entgegenbrachte, die weit über den Lehrauftrag hinausgingen. Ein Auszug aus ihrem Tätigkeitsbericht: «Viele Studierende, die auf die sehr knappe Werksküchenverpflegung angewiesen waren, blieben in den Entwicklungsjahren körperlich zurück und erkrankten auch mehrfach. Meine vordringlichste Fürsorge bestand daher in der Bereitstellung von wichtigen Lebensmitteln. Zuerst gelang es mir zweimal, eine ausländische Spende von Lebertran zu bekommen, was den Gesundheitszustand meiner Schüler merklich verbesserte …»

Einführung der Maturapflicht?

Die von Matejka-Felden gegründete Kunstschule war ein außerakademisches, in gewissem Sinn auch gegenakademisches Experiment: Wie funktioniert eine Ausbildungsform, die keine Aufnahmeprüfung kennt und kein Maturazeugnis als obligatorische Eintrittskarte vorschreibt, also frei von jenen akademischen Hürden ist, die von Töchtern und Söhnen aus bildungsbürgerlichen oder gut bestallten Herkünften naturgemäß besser zu überwinden sind als von benachteiligteren Milieus? Waibel: «Wenn die Stadt Wien heute fordert, die Kunstschule müsse sich in eine Fachhochschule oder in ein Kolleg verwandeln, dann könne über eine Subventionierung geredet werden, will sie genau diese beiden Hürden einführen: Maturapflicht und Aufnahmeprüfung.»

Seit 30 Jahren ist Gerda Matejka-Felden nicht mehr am Leben, aber ihr Geist schwebt über allen Aktionen, die in diesen Wochen stattfinden, um gegen die Gleichschaltung der Institution mit der durch Bachelor- und Master-Abschlüsse EU-kompatibel gemachte Standardausbildung zu kämpfen. Tom Waibels Broschüre enthält den fiktiven Brief, der im Namen der 160 Studierenden und 40 Lehrenden an der Kunstschule Wien an die Gründerin versandt wurde. Die «Radikalität und Entschlossenheit», mit der Frau Matjka-Felden die Wiener Kunstschule «der elitären Abgeschlossenheit und den akademischen Kunst- und Standesdünkel entgegengestellt haben», könne jede_r verstehen, der oder die über ihre Erfahrung mit den politischen Kontinuitäten nach 1945 Bescheid wisse.

«Der Wunsch nach gangbaren Alternativen zu den sozialen Ausschlussmechanismen beim Zugang zu künstlerischer Bildung und die Notwendigkeit von qualifizierten Modellen gegen die bestehenden Tendenzen zur Homogenisierung von Ausbildungsmöglichkeiten sind in unserer Gegenwart noch immer dringlich», heißt es in dieser Botschaft in Richtung Zentralfriedhof, wo man die Adressatin vor drei Jahrzehnten bestattet hat. Die Akademie der bildenden Künste ist längst nicht mehr jene konservative Anstalt, die sie in der Zeit des Disziplinarverfahrens gegen die unangepasste Lehrperson Matejka-Felden (1949 bis 1951) war. Auch an der Akademie herrscht ein neuer Geist (übrigens zum Leidwesen des Innenministeriums, das im Jänner das Akademiegebäude von martialischen Polizeibeamten umzingeln ließ, damit es nicht zum Rückzugsgebiet für die Demonstrant_innen gegen den rechtsradikalen Akademikerball werden konnte). Dennoch ist den Lehrenden und Studierenden der Kunstschule bis dato keine Solidaritätserklärung aus dem Schillerpark aufgefallen.

Hausverbot für Dieter Schrage

Schmerzlich bewusst wird den Menschen, die für die Kunstschule kämpfen (Tom Waibel informierte über die Gründung eines Vereins der Freunde und Förderer der Kunstschule Wien), dass Dieter Schrage für diesen Kampf nicht mehr zur Verfügung steht. Der 2011 verstorbene Kulturwissenschaftler und -aktivist hatte von 1984 bis 1990 an der Kunstschule Wien Kunst- und Kulturgeschichte unterrichtet. Die Abhaltung eines Seminars zum Thema «Einführung in den Kunstbetrieb» verbot ihm der Vorstand.1989 wurde Schrage von den Studierenden zum beliebtesten Lehrer der Kunstschule gewählt. Weil die Kunstschule schon damals zum Abschuss freigegeben schien, kam es zu Besetzungsaktionen; 1990 wurden die Direktionsräume von den Studierenden okkupiert. Eine Unterschriftenaktion von Lehrenden und Studierenden verlangte, Dieter Schrage zum Reform-Direktor der Einrichtung zu machen. Ihm trauten die Beteiligten zu, die Kunstschule im Sinne ihrer Gründerin weiterzuführen. Die Reaktion: Schrage und acht kritische Lehrer_innen wurden wegen «Rufschädigung» entlassen. Gegen Schrage wurde auch ein Hausverbot verhängt.

Mit oder ohne amtliches Hausverbot: Heute würde Dieter Schrage in der Nobilegasse 23–25 in Wien-Rudolfsheim ein- und ausgehen; für die MA 13 (Magistratsabteilung für Bildung und außerschulische Jugendbetreuung), die für die Schule – bzw. für die Abwicklung derselben – zuständig ist, würde Schrage ebenso wie Matejka-Felden ein absolut unangenehmer Verhandlungspartner sein, abgesehen davon, dass ihnen Schrages Philosophie der Kunstausbildung ein Gräuel wäre. Als Studierende der Kunstschule 1989 eine AIDS-Ausstellung organisierten, schrieb Dieter Schrage: «Können, sollen nicht junge Künstler, Kunstschüler und -schülerinnen über die Stränge schlagen, über ihre Möglichkeiten hinausgehen? Allein schon im Versuch liegt ein Wert des Vorhabens. Und ein teilweises oder komplettes Scheitern ist inbegriffen.»

Robert Sommer

Lisl Ponger parodiert die ethnologischen Museen des Nordens

Rettet die Mittelklasse!

Die Wiener Künstlerin Lisl Ponger hat einen ihrer Träume realisiert. *Sie hat jetzt ihr eigenes Völkerkundemuseum. Wer sie kennt, weiß, dass es sich um ein surrealistisches Vorhaben handeln muss.*

Pongers Völkerkundemuseum lockt das Publikum nicht mit Artefakten der letzten indigenen Gruppen dieses Planeten, sondern mit Dingen, die für die aussterbende Mittelklasse stehen. Darunter Originalmöbelstücke aus dem Café Prückel. Sie könnten von selbstironischer Bedeutung sein: Ponger fühlt sich im realen Prückel wohl, unter den genießenden Noch-Mittelschichtler_innen, die spüren, dass ihre Zeit gezählt ist. Und sie fühlt sich in der Secession wohl, die ihrem parodistischen Museum vorübergehend Platz bietet.

Artgerecht ist nur die Freiheit, las ich jüngst auf eine städtische Wand gesprayt. Auf die Tiere könnte das ebenso zutreffen wie auf das Geschöpf, dem sich Ponger zuwendet, die Mittelklasse. Auch wenn deren artgerechtes Leben vorwiegend in der Freiheit des fraglosen Konsumierens begründet war. Diese genoss sie noch in den 60er, 70er, 80er Jahren. Was für das glückliche Huhn der «Freilauf», war für die/den Mittelschichtler_in die beruhigende Sicherheit, jederzeit nach Mauritius fliegen zu können (wenn auch nur einmal im Leben). Ein Zweithaus im Schilfgürtel des Neusiedlersees ging sich aus, in den Winterferien konnten ganze Mittelschichtsfamilien noch nach Schladming fahren, und es war gut möglich, dass diese Familien, obwohl sie in Wien lebten, nie im Leben einen Fuß auf den balkanisch-proletarischen Reumannplatz setzten. Die Mittelklasse wuchs in diesen günstigen Jahren, weil aus dem Proletariat mehr Menschen zuwanderten als in Richtung Oberschicht verschwanden. Die Mittelklasseangehörigen verdienten mehr als 20.000 Schilling, waren also relativ frei von Existenzängsten, und sie waren auch im politischen Sinn frei, weil sie die 68er-Revolten weltweit ermutigt hatten, Traditionen zu hinterfragen. Niemand wäre auf die Idee gekommen, die Mittelklasse in die Rote Liste der gefährdeten Arten aufzunehmen.

Lisl Ponger meint, es sei die Zeit gekommen, das zu tun (und findet dafür viele Gründe in wirtschaftswissenschaftlichen und soziologischen Analysen der gegenwärtigen Kapitalismuskrise). «The Vanishing Middle Class», die verschwindende Mittelklasse, heißt ihre Ausstellung in der Secession, deren in vier Abteilungen gegliederter Hauptbereich in ein ethnologisches Museum umgewandelt wurde. In diesem Völkerkundemuseum passiert genau das, was der Großteil der Direktor_innen der europäischen Anstalten dieser Art mit Vorliebe organisierte, um Volk anzulocken. Sie betrieben die sogenannte Rettungsethnologie, das heißt, sie dokumentierten eine vom Verschwinden bedrohte Bevölkerungsgruppe, seien es die Jenischen, die Märchenerzähler, die sich von der Luft Ernährenden, die Madeb-Maku-Indianer oder die Nachfolger_innen der Neandertaler.

Lisl Ponger: «The Vanishing Middle Class» Die Ausstellung ist bis 30. März zu sehen Führungen an Samstagen (15 Uhr) und Sonntagen (11 Uhr) www.secession.at

Spezialführung für Augustin-Verkäufer_innen und Augustin-Leser_innen mit Lisl Ponger: Sonntag, 2. März, 16 Uhr Eintritt frei

Lisl Ponger hält der Mittelklasse einen Spiegel vors Gesicht, also auch vor ihr eigenes …

«Museum für fremde und vertraute Kulturen»

Rettungsethnologie war immer auch mit Romantisierungen verbunden. Solche Ausstellungen bzw. deren Kurator_innen sympathisierten in der Regel mit den vorgeführten Rote-Liste-Gruppen bis zur Verklärung. Dem Verschwinden an sich wurde eine apokalyptische Bedeutung zugemessen, als ob es nicht dauernd um uns herum passierte (Friedrich Achleitner hat das Verschwinden nüchterner betrachtet: «Die Furie des Verschwindens ist vermutlich die liebenswerte Göttin, die die Menschen vor der Hölle des Unveränderlichen bewahrt»).

Lisl Ponger, Künstlerin, schlüpft also in die Rolle einer Völkerkundemuseums-Kuratorin. Natürlich heißt ihr fiktives Museum nicht mehr Völkerkundemuseum, auch in der Realität haben sich fast alle Museen dieser Art von der Völker-Semantik getrennt und nennen sich jetzt Weltmuseum, Museum des Menschen, Museum der Kulturen und ähnlich. Diese zeitgenössischen Bezeichnungen spiegeln nicht immer eine neue Konzeption der Vorstellung und Wahrnehmung des «Anderen», des «Fremden» wider. Oftmals trifft man auf die alten Stereotypen bei der Darstellung «exotischer» und marginalisierter Milieus. Auch Museumsgründerin Lisl Ponger geht mit der Zeit und hat ihr Projekt cool MuKul genannt – das «Museum für fremde und vertraute Kulturen».

Würde ein normales Völkerkundemuseum – etwa jenes am Wiener Heldenplatz, das inzwischen «Weltmuseum Wien» heißt – Lisl Pongers Ausstellung übernehmen, könnte es die Ironie der Künstlerin mutig als Selbstironie einer altehrwürdigen Institution ausgeben, müsste aber museumstechnisch und museumspädagogisch nichts nachbessern. Denn «fast verstörend detailgetreu», so die Presseinformation der Secession, hat sich Lisl Ponger bei der Gestaltung augenzwinkernd an das reale Museum angelehnt. Die Sammlungsobjekte weisen Inventarnummern sowie Ankaufsort und Ankaufsjahr auf, und auch die Objektbeschriftungen, die Saaltexte, die Vitrinen und anderes sind «museumsreif».

«Fetische des Kapitalismus»

Apropos Selbstironie: Das Weltmuseum Wien hat der Künstlerin für ihre Persiflage auf die Weltmuseen die Vitrinen zur Verfügung gestellt, und auch sonst schwärmt Lisl Ponger von der guten Kooperation. Lobesworte auch für die Möglichkeiten, die die Secession bietet, kaum irgendwo sonst hätte sie dieses Projekt verwirklichen können, das sie seit fünf Jahren im Kopf herumträgt und für welches sie vor rund einem Jahr begonnen hat, Objekte zu sammeln, eben Artefakte der bedrohten Art Mittelschicht. Theoretisch könnte Ponger das Inventar der üblichen völkerkundlichen Darstellungen aussterbender indigener Völker zwischen brasilianischen und papuanischen Regenwäldern quantitativ weit übertreffen, denn die Mittelklasse urasst per definitionem mit Dingen. Von einem Großteil der Ausstellungsstücke in den ethnologischen Museen Europas ist nicht bekannt, wie sie genau in den Besitz dieser Institute kamen; man kann annehmen, dass es sich nicht um Tauschakte zwischen Menschen «auf gleicher Augenhöhe» handelte. Bei der Betrachtung von Pongers Artefakten muss man sich diese Skrupel, was die Beschaffung betrifft, nicht machen. Die Beschilderungen verraten, wo sie vor allem fündig wurde: bei den Online-Anbietern eBay und Willhaben.

«Dieses Sammeln hat mir sehr viel Spaß gemacht im abgelaufenen Jahr», sagt die Künstlerin, und man kann das gut nachvollziehen: «The Vanishing Middle Class» und ihre Objekte sind eine dreidimensionale Enzyklopädie voller witziger Einfälle.

Ein Exponat für das Mittelschicht-Phänomen «Tea Party» ist ein runder blecherner Ansteck-Button mit der Hauptbotschaft «Right Wing Extremist – and proud of it» (rechtsradikaler Extremist – und stolz darauf), und die kürzestmögliche Zusammenfassung des Tea-Party-Programms: «I am pro-Life. I believe in God. I support states rights and a limited federal goverment. I am pro-Gun. I oppose Obamas unwarranted spending. I believe that marriage is between a man and a woman. I'm a constitutional originalist. I support border enforcement. I think socialism sucks. I'm republican.» Die Schrift für diese missionarische Botschaft ist naturgemäß so winzig, dass man dem realen Gegner von Homosexuellen-Ehe, Abtreibung und Sozialismus, dem Fan von Gewehren und der biblischen Schöpfungslehre an die Brust gehen müsste, um sie zu lesen.

Hurrah, die Bank ist kaputt

In der Vitrine, in der «Statussymbole» gesammelt sind, sieht man neben Parfums, einem Gucci-Lederdamenschuh, einem Dior-Halstuch oder einem Tiffany-Weltaltlas in Leder auch Fotos, die für Dinge stehen, die eigentlich auch in der Vitrine vorhanden sein müssten, aber «entliehen» wurden. Beim Foto eines iPhones mit der MuKul-Inventarnummer 125.327 steht zum Beispiel: «Verliehen an das Nationalmuseum in Pjöngjang, Demokratische Volksrepublik Korea, für die Ausstellung ‹Fetische des Kapitalismus›». Wir haben viel gelacht, sagt Lisl Ponger, und mit «wir» meint sie unter anderem die Kuratorin Jeanette Pacher.

Mein Lieblings-Artefakt ist eine Postkarte aus England aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie zeigt die Ruinen der Bank of England. Das Motiv wurde von Joseph Gandy gemalt und imaginiert die Zukunft der britischen Spitzenbank. Der Künstler lehnte die Darstellung der zerstörten Bank an eine römische Ruine an, um zu einem Vergleich mit dem untergegangenen römischen Imperium anzuregen. Es wär' schade um das Gebäude, man könnte daraus das führende MuKul der Erde machen. Dennoch: Die Vision der zerstörten Banken finden nicht nur die schwarzen Blöcke unserer Städte schön …

Robert Sommer

FOTOS: MEHMET EMIR

… und lädt uns in ihr Museum, in dem sich eine bedrohte Art erstmals selbst zur Schau stellt

«Seit Jahrzehnten blind im Dienst der Musik»

Jubilar, verreist

Der Monat Februar bringt nicht nur das Abarbeiten am unseligen 34er-Jahr, sondern auch Erfreuliches. Der Musiker Otto Lechner feiert seinen 50. Geburstag. Der Versuch einer Würdigung.

www.ottolechner.at

Es passt schon ins Bild, dass der 1964 im niederösterreichischen Melk geborene Musiker und Künstler, weithin als Akkordeonist wahrgenommen, was dem Sänger und dem Pianisten/Keyboarder Otto Lechner Ungenauigkeit antut, nicht in Wien ist, um sich Feier-Begehrlichkeiten zu einem halben Jahrhundert Erdenleben aussetzen zu müssen. Es gibt anderes zu tun. Lechner ist mit Familie verreist. Also ist er weder in Wien, wo er seit 1987 lebt und auch als Bürgermeister der Augartenstadt (s)eine Art des Guten getan hat, noch im niederösterreichischen Gars am Kamp, wo er seit 2007 mit Partnerin Anne Bennent und ihren zwei Söhnen auch lebt, anzutreffen. Seine Homepage mit dem schönen Motto «Seit Jahrzehnten blind im Dienst der Musik» hat unter dem Menüpunkt «Termine» keine wie auch immer geartete Geburtstagsgala aufzubieten, gar enden die dort gelisteten Auftritte unwirklichkeitsgetreu im Juni 2012. Immerhin, am 23. März 2014, also noch bevor er das erste Monat seines 51. Lebensjahres durchlebt haben wird, bestreitet Otto Lechner im Hernalser Metropol die Abschlussgala des 15. Akkordeonfestivals.

In der postolympischen Zeit könnte man es zum Beispiel mit Lechneriaden versuchen

Mit *Das Zieharmonische Orchester Wien*, dem er als Spielertrainer unter vielen Gleichen vorsitzt.

Das ist ein Glück. Lechner ist ja an der Existenz des Akkordeonfestivals nicht unschuldig, riet er dessen Friedl Preisl doch in recht deutlichen Worten eigentlich davon ab, seine entsprechende Idee in die Tat umzusetzen. Was einen jetzt zu einem Traktat über die Wunderlichkeit gesprochener menschlicher Kommunikation verleiten könnte, was dann aber eine andere Geschichte ist. Eine andere Geschichte ist auch ein sehr schöner, gescheiter und vielsagender Text zum 50er Otto Lechners im Print-Magazin des Radio-Senders, dem er anzunehmenderweise den Löwenanteil seiner einheimischen Radioeinsätze zu verdanken hat, was eingedenk des Outputs und der Vielfalt des Lechner'schen Schaffens eine Schande für sich ist, wofür wiederum Ö1 nichts kann. Dort schreibt nämlich sein Schulfreund und Bühnenpartner, der Kabarettist Josef Hader sinngemäß, dass Otto Lechner der einzige Musiker ist, der ein politisches Klaviersolo spielen kann. Das ist als Satz großartig, und in dem Gedanken, den es transportiert, ganz nah an dem, warum Otto Lechners Geburstag zu feiern ist – wie vielfältig und originär seine Musik und Kunst spricht und er mit ihr.

Von der Sentimentalität und ihrer Anfechtbarkeit

Ein Otto-Lechner-Lieblingsmoment könnte jener bei einem Auftritt im Ost Klub sein. Es konzertieren Otto Lechner & Die Windhunde, das Jahr mag 2012 gewesen sein, und tatsächlich und völlig unerschrocken intonieren die Musiker den Hadern (der Hadern, nicht verwandt oder verschwägert mit dem schon erwähnten Josef, spielt im Lechner'schen Musikerleben eine größere Rolle als vielleicht anzunehmen) «I Can See Clearly Now», ein US-Nummer-1-Hit für Johnny Nash aus dem Jahr 1972. Eben, weil es nichts Schenkelklopfendes hatte – «Du arg, ein Blinder singt so einen Song» –, war das ein erhellender Moment von ganz eigener sinnlicher Logik.

Oder die Eröffnungsgala des Akkordeonfestivals 2011 im Baumgartner Casino, ein mir nahestehender dilettierender Moderator verschießt verfrüht sein Wortpulver, um auf die bevorstehende Live-Präsentation der CD «The Cyclop And I» von Arnotto – Otto Lechner und der französische Musiker Arnaud Méthivier, einer von Lechners zahlosen kreativen Kooperationspartnern – einzustimmen. Tatsächlich stellt sich im schönen Raum etwas Ähnliches wie geneigte, ansatzweise feierliche Erwartungsfreude ein. Allein, in aller angemessenen Ruhe begeben sich Arnotto leicht zeitverzögert Richtung Bühne. Es war noch ein natürliches Bedürfnis aus dem Weg zu schaffen, bevor sich die Versenkung in die Musik beginnen hat lassen. Und versenkt wurde sich, so sehr und so faszinierend, dass es dem Schreiber bei der Erinnerung immer noch die sprichwörtliche Gänsehaut aufzieht und er den Schmieranten in sich fest an die Leine nehmen muss, um nicht vom «blinden Verständnis» zwischen den zwei nebeneinander sitzenden Akkordeonisten in die Tastatur zu sabbern, weil er zum Ausdruck bringen will, dass diese «radikal improviserte» Musik für und in dieser einen guten Stunde alles war und alles konnte, was Musik sein kann.

Es steht zu bezweifeln, dass Otto Lechner ein guter Selbstvermarkter ist, eine adäquate Lechner'sche Diskographie etwa sucht mensch selbst im weltweiten Netz aller Dinge vergeblich. Die knapp 15 Tonträger, die etwa ein in Verruf geratener Packerlverschicker zum Kauf anbietet, können gar nicht die ganze Geschichte sein. Auch andere Beiträge und Spuren wirken immer seltsam inkomplett, unfertig, lückenhaft, als würden sie nicht den ganzen Otto Lechner festhalten oder wiedergeben können, weil dieser auf seine Art ständig on the move bleibt und weil, weniger gut, der Backkatalog einer so freien Künstlerseele beinahe zwangsläufig ein (Wind-)Hund bleiben muss, manches «nur mehr» in Plattensammlungen und Erinnerungen fortlebt, während vielleicht gerade neue Musikverrückte den jungen 50er Otto Lechner für sich entdecken. Und darum könnte, sollte, müsste es vielleicht irgendwann, in einer Zeit, in der es keine Olympiaden mehr gibt, in Wien eine Lechneriade geben. Als Motto für die erste schlage ich schon heute «Die intergalaktische Lücke» vor. Alles Gute, Otto Lechner!

Rainer Krispel

Mira Lu Kovacs: «Ich beschreibe in meinen Liedern Reisen ins Innere»

Zweierlei Lehrer

Die junge Sängerin und Songschreiberin Mira Lu Kovacs aka «Schmieds Puls» *war letztes Jahr eine der großen Entdeckungen am Wiener «Popfest» und hat vor kurzem Ihr Debütalbum «Play Dead» (JazzWerkstatt Records) veröffentlicht. Im Interview erzählt Mira Lu Kovacs über ihren musikalischen Werdegang und in welchen Momenten die besten Ideen für Songtexte entstehen.*

Manchmal im Modus, in dem die Ideen nur so herausprudeln

FOTO: FISCHER

Wie bist du zur Musik gekommen?
Ich bin in Neulengbach aufgewachsen und habe dann später das BORG mit musischem Schwerpunkt in St. Pölten besucht. Es war klar, dass ich dort auch ein Instrument lernen sollte. Ich hatte schon mit acht Jahren von meinen Eltern einmal eine billige Gitarre um zweihundert Schilling geschenkt bekommen, die mich aber nicht sehr beeindruckt hat und die ich dann jahrelang nicht mehr angeschaut habe. Mein Gitarrenlehrer im ersten Jahr im BORG war furchtbar, denn er ging sehr theoretisch an den Unterricht heran. Damit verlor ich auch gleich wieder für einige Zeit das Interesse am Instrument. Durch Zufall bekam ich dann einen anderen Lehrer, mit dem ich mich viel bessser verstanden habe. Er war von der Art her ein sehr geduldiger Typ und – das ist der springende Punkt – hat mich dann auch aufgefordert zu singen. Das waren zuerst so Irish-Folk-Songs, und das hat mir sehr viel Spaß gemacht. Dieser Lehrer hat mich richtig zur Musik geführt!

Wie ging es dann weiter?
Ab dem 15. Lebensjahr ging ich dann in Wien zur Schule. Meine Mitschülerinnen haben sich in der Wiener Musikszene natürlich viel besser ausgekannt als ich und mich regelmäßig auf Konzerte mitgenommen, z. B. ins Porgy & Bess. Das war dann eine Zeit lang sozusagen unser verlängertes «Wohnzimmer», wo wir uns fast jeden Tag getroffen haben, auch wenn uns die Konzerte gar nicht so interessiert haben. Ungefähr ab dieser Zeit habe ich dann auch angefangen, in Bands mitzuspielen.

Link-Tipp: www.schmiedspuls.com
Live: Fr., 7. 3. @ Frauen:Musik: Schmieds Puls (Solo) Arena Bar, Margaretenstr. 117, 1050 Wien
Eintritt: Künstlerspenden

Was inspiriert dich zu deinen Songs?
(Lange Pause) Ja, das werde ich in letzter Zeit öfters gefragt. Oft möchte ich antworten: Keine Ahnung, weiß nicht, passiert halt irgendwie! Ich kann das irgendwie gar nicht konkret beantworten, weil das bei mir aus einem sehr intimen und verletzlichen Moment heraus entsteht. Das sind Momente, wo man vielleicht mehr zulässt, als der Alltag bietet. Bei mir ist das manchmal so, dass sich da unkontrolliert ein Schalter umlegt, dann bin ich plötzlich in diesem Modus, und dann sprudeln die Ideen nur so aus mir raus. Teilweise ist dann gleich der ganze Songtext da. Das kann innerhalb von vier Minuten passieren, kann eine halbe Stunde oder eine ganze Woche dauern. Meistens passiert das bei Erledigungen im Alltag, dass ich so vor mich hinträume, und dann fällt mir irgendein Satz ein, der ein Gefühl so beschreibt, wie ich es seit Wochen versucht habe, für mich selbst zu erklären. Und solche Sachen notiere ich mir dann gleich in mein Handy. Früher hatte ich dafür ein kleines Notizbuch.

Wie kam es zu dem Namen deiner Band «Schmieds Puls»?
Prinzipiell mag ich meinen Namen sehr gerne, aber ich habe mich davor gesträubt, ihn zu verwenden, weil «Mira Lu Kovacs Band» klingt doch irgendwie komisch, oder? Deswegen habe ich mich auf die Suche nach einem Bandnamen begeben. «Schmieds Puls» kommt daher, weil Kovacs im Ungarischen «Schmied» bedeutet. Ich kann zwar nicht Ungarisch, bin aber in Oberpullendorf geboren, und mein Vater wohnt heute noch ganz in der Nähe der Grenze. Deswegen hat das dann mit «Schmied» für mich persönlich gut in den Bandnamen hineingepasst. Außerdem bin ich ja kein Songwriter wie Bob Dylan, der in einem Song eine kompletete Story erzählt, sondern ich beschreibe in meinen Liedern eher Gemütszustände, also Reisen ins Innere. Von da her kommt das mit dem «Puls».

Letzten Herbst ist dein Debüt «Play Dead» erschienen. Was sollte man darüber wissen?
Das ist einerseits die erste CD nur mit meinen Kompositionen, wo wirklich vom ersten bis zum letzten Ton und Wort alles von mir stammt. Darüber hinaus ist es auch die erste CD mit meiner Band, also Walter Singer am Kontrabass bzw. Christian Grobauer am Schlagzeug, und ich bin auch stolz darauf, dass sie ganz offiziell über ein Label veröffentlicht wurde. Ich war schon vorher in verschiedenen Bands aktiv und auf deren Veröffentlichungen vertreten, aber das ist jetzt eben meine ganz eigene Geschichte. Ich war noch nie an CD-Aufnahmen beteiligt, die so persönlich waren, aber auch zeitlich und kraftmäßig so lang und aufwendig. Natürlich war ich bei anderen Bands auch nie so persönlich involviert wie bei den Aufnahmen zu «Play Dead». Das macht das Ganze für mich so besonders. Darum freuen wir uns auch als Band schon sehr, das Album dieses Jahr bei vielen Konzerten live vorzustellen.

Die Fragen stellte Robert Fischer

Musikarbeiter unterwegs … mit Donauwellenreiter in den 9. und in den Iran

Der schöne Weg zum Eigenen

Im vierten Jahr machen die ehemaligen Brasentina als Donauwellenreiter Musik. Sie eröffnen heuer das Akkordeonfestival und veröffentlichen im März ihre zweite CD.

Foto: Mario Lang

Gemütlich in der Musik: 2 Donauwellenreiter, 1 MA

Auf einmal hört die Musik auf. Zurück vom schnellen Einkaufen – die Musik lief weiter, damit die Wohnung nicht so alleine ist – höre ich noch wie sich die Band mit «Sela in furs» in eine Art Big-Band-Modus hochschwingt (oder, besser, hochjazzt), sich in dessen Dynamik und Möglichkeiten geradezu suhlt (yeah!), bevor sie die Musik dann einfach abreißen lässt. Stille als Schluss. Wir hören, dass wir nichts (mehr) hören, und hören doch weiter. Groß! Unweigerlich wird «Messei» (über dem zweiten «e» dieses ladinischen Wortes denken Sie sich bitte zwei Punkte, heißen tut das «müssen») von vorne gespielt. Muss ja! Die reiche Klangherrlichkeit, eine Weltmusik im Sinne eines komplexen «Ineinanders» vieler Stil(zitat)e und kontrastreicher Vermengungen, das vor allem nach Donauwellenreiter klingt, fängt mit «Hint I» von Neuem an und offenbart mit den folgenden 11 Stücken eine Formation an (und über!) «der Schwelle zur Internationalität».Von dieser spricht Thomas Castaneda, Pianist, Keyboarder und Komponist der Band, als die Musikarbeiter die Donauwellenreiter in ihrer lässigen Workstation im 9. Bezirk besuchen. Castaneda, als gebürtiger Tiroler mit mexikanischen Wurzeln mit einer Rock/Pop-Formation in Wien gelandet («wir wollten die Welt erobern, aber schon Ottakring ist sich nicht ausgegangen») und Sängerin/Violinistin Maria Craffonara, Ladinerin aus Südtirol, bilden den Kern der Formation. Gefunden haben sich die beiden über einen Zettel auf der Uni, den – bei den Donauwellenreitern geht es zwar musikalisch/künstlerisch ambitioniert und ernsthaft zu, aber die Lebenslust kommt nicht zu kurz – Thomas gar nie aufgehängt haben will. Dennoch, mit der nicht gesuchten, aber gefundenen neuen musikalischen Partnerin verschiebt sich Castanedas Fokus wieder hin zur Musik. Von ihrer Tätigkeit in der Musikvermittlung kannte Craffonara den jungen Akkordeonisten Nikola Zarić, Wiener mit serbischen Wurzeln, der die Besetzung von Brasentina komplettierte, wie sich das Trio ab 2009 nennt. Das Repertoire: Tango und Latin-Musik. «Für mich, die ich doch von der Interpretation her komme, a ghmade Wiesn», sagt Maria Craffonara dazu heute. Als «Party-Band» (nicht nur) mit Anspruch reüssieren Brasentina, dennoch setzt das Trio im September 2011 einen Schnitt und benennt sich in Donauwellenreiter um.

Ich leb auch von dem Gedanken

Der Namenswechsel steht auch für ein neues Repertoire, Eigenkompositionen kommen zum Zug, als Liveact lässt das Trio jetzt allein die Musik für sich sprechen, konzertante Konzentration statt Hochzeiten und Geburtstags-Beschallungen. Hat Maria mit der Veröffentlichung der ersten CD «Annäherung» 2012 «noch total Schiss», wie und ob überhaupt die eigene Musik angenommen wird, gehen die Donauwellenreiter an «Messei» selbstbewusster heran. In einem knapp dreimonatigen Zeitfenster im Sommer/Herbst stürzen sie sich mit Produzent Alexander Nefzger, der glücklicherweise genau da Zeit hatte, vorbehaltslos in die Arbeit. Wichtiger vierter Musiker der Rhythmiker Jörg Mikula, der unlängst unter eigenem Namen die bemerkenswerte CD «Drumsongs» veröffentlicht hat und der Band auf Tonträger und im Konzert zusätzliche Dynamik verleiht. Mit den auf der CD zu hörenden zusätzlichen Musiker_innen (Magdalena Grabher, Raphael Preuschl, Mario Vavti und Alexander Wladigeroff) wird «Messei» einmalig bei der Eröffnungsgala des 15. Akkordeonfestivals am 22. 2. mit allen Beteiligten präsentiert und an diesem Abend exklusiv schon vorm regulären Release am 28. 3. erhältlich sein. Der Tonträger erscheint bei Intonation, einem Label des renommierten deutschen Schott Verlags, das der Nähe der Donauwellenreiter zu komponierter «ernster» Musik entspricht, und mit einem Labelbetreuer, der die Einschätzung teilt, dass diese Musik über die Grenzen As hinaus wahrgenommen werden kann, nach einem Glücksgriff klingt. Dazu sind Donauwellenreiter für 2 Jahre Teil des Programms The New Austrian Sound Of Music, das unter anderem mit Auftritten in österreichischen Kulturforen die Auslandswahrnehmung ausgewählter heimischer Musiker_innen fördert. So hält die unmittelbare Zukunft Konzerte in Portugal oder im Iran bereit, dazu ist das Trio (+ Drummer) mit einer Bookerin/Agentur gesegnet, der «weltberühmt in Österreich» schon immer keine Perspektive war. 80 bis 100 reell bezahlte Konzerte im Jahr scheinen in greifbarer Nähe und damit das wünschenswerte materielle Leben von der (eigenen) Musik. Thomas Castaneda: «Ich leb' auch von dem Gedanken.» Die Musik der Donauwellenreiter lebt jetzt schon.

Rainer Krispel

Donauwellenreiter: «Messei» (Intonation/Lotus, ab 18. 3.) Donauwellenreiter live: Eröffnungsgala des 15. Akkordeonfestivals Sa., 22. 2. 2014, Kuppelsaal der TU (mit Klaus Paier & Asja Valčić) www.donauwellenreiter.com

Amanda Palmer wurde im Jahr 2006 zur «stylishsten» Frau aus Boston gewählt – und das ist gut so!

Wie schafft das nur die Amanda Palmer!?

Unabhängigkeit schützt nicht vor Geldsegen

TV-Werbespots, die man sich mit Plaisir anschauen und anhören (!) kann, sind auf österreichischen Sendern selten anzutreffen. Eine Ausnahme bilden die Werbeeinschaltungen eines Fruchtaufstricherzeugers – nicht zuletzt auch durch den Beitrag der amerikanischen Musikerin/Sängerin, Performerin und Aktivistin Amanda Palmer (war eine Hälfte von «The Dresden Dolls»). Die in New York geborene Künstlerin steuerte für den «Fruchtgenuss» nämlich ihren Song «Coin Operated Boy» bei. Palmer ist aber alles andere als eine «kommerzielle» Künstlerin. Im Gegenteil, sie legte sich mit einer großen Plattenfirma an und lukrierte dadurch zunächst hohe Sympathiewerte und folglich die ordentliche Summe von über eine Million (!) US-Dollar durch Crowdfunding für eine neue Albumproduktion und Tour.

Palmers Aktivismus und ihr konzeptionell anspruchsvolles künstlerischen Schaffen, das sich angefangen von Brecht/Weill bis hinauf zu Punk/Queer erstreckt, schützt nicht vor Erfolg und stößt auf überraschend breiten Anklang. So wurde sie einerseits auf Heute.at, einer bekanntlich avantgardistischen Postille, im Zuge des Blue Bird Festivals im vergangenen Herbst hervorgehoben. Heute.at weiß, dass Amanda Palmer «als Stilikone, Feministin und Musik-Visionärin verehrt wird», was auch voll zutrifft, und einen Beweis dafür liefert am 1. März gerade der laut Eigenbeschreibung «anarchistische Freiraum» Kaleidoskop mit «A tribute to Amanda Palmer».

Sich an diesem Abend in ein «verrücktes Outfits» zu werfen, wird gutgeheißen, denn Palmer wurde im Jahr 2006 immerhin zur «stylishsten» Frau aus Boston gewählt. Anregungen fürs Styling und vieles mehr kann von ihrer Website geholt werden. Es gibt nur wenige Künstler_innen, die ihr Schaffen so fein und umfangreich digital zugänglich machen. Es besteht kein Zweifel, die Million wurde sinnvoll investiert!

reisch

http://amandapalmer.net
http://kaleidoskop.kukuma.org

Aus einem «unbekannten» Land: Theater in Albanien

Z. B. Faust

Einen Intensivkurs in zeitgenössischer albanischer Bühnenkunst bietet mit der 12. Folge der Reihe «Die Besten aus dem Osten» das Volkstheater, genauer dessen Dependance Hundsturm am 28. 2. und am 1. 3. Zwei Abende mit Theateraufführungen, szenischen Lesungen, Vorträgen, Diskussion und Musik sind den Arbeiten vorwiegend jüngerer Autor_innen des westbalkanischen Landes gewidmet. Befreit aus dem engen Korsett formaler und inhaltlicher Vorgaben entwickelte sich seit dem Sturz des kommunistischen Regimes und dem Ende der Isolation vor mehr als 30 Jahren eine lebendige Kunstszene, die hierzulande natürlich kaum bekannt ist. Joachim Röhm überträgt die Werke albanischer Schriftsteller_innen ins Deutsche (auch die Ismail Kadares). Zum Auftakt gibt der Übersetzer einen Überblick zur Literatur seit der Wende. Andrea Grill, deren Roman «tränenlachen» eine österreichisch-albanische Beziehung zum Thema hat, spricht Einführendes zu Ferdinand Hysis absurder Komödie «Tri mendje në ankand» (Drei Mal Verstand zu verkaufen). Die Produktion des Teatri i Metropolit steht am ersten Abend am Programm.

Den wandernden Dramenwettbewerb «Über Grenzen sprechen», der seit 2005 besteht und der zuletzt in Georgien zu Gast war, gewann 2009 Jonila Godole mit ihrem Stück «Der Sandmann», das als szenische Lesung am 1. März im Hundsturm aufgeführt wird. Die auf Albanisch und Deutsch schreibende Autorin setzt sich in ihrem Stück mit der Vergangenheit, dem Erinnern und Nicht-Erinnern auseinander. Eine sozialistische Vergangenheit besitzt ja auch das Hundsturm-Gebäude, das vor 100 Jahren als Haus der Eisenbahnergewerkschaft errichtet worden war. Der Faust-Mythos liefert die Grundlage zu Stefan Çapalikus Ein-Personen-Drama «Fausti prej Tirane» (Der Faust aus Tirana). Mangelnde Albanisch-Kenntnisse sind keine Ausrede, der Veranstaltung fern zu bleiben, die Stücke werden in deutscher Sprache übertitelt.

JL

www.hundsturm.org

BIBLIOTICK

Über die Liebe zu Orten und Menschen

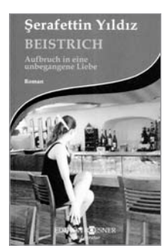
Unschmeichelhaft stellt sich der Held der Geschichte gleich zu Anfang vor. Mit unsichern Schritten wankt er aus einem Lokal, um kurz darauf ausgiebig zu erbrechen. Trotz des deftigen Auftakts haben wir es hier mit einem Anti-Bukowski zu tun. Wohl selten wurde in der Literatur eine Kotzerei so poetisch beschrieben. Şerafettin Yıldız ist wie der Protagonist in «Beistrich» ein Dichter, und so ist auch seine Prosa oft lyrisch gefärbt, was dem Text stellenweise einen traumhaften Sprachklang verleiht. Yıldız und den Ich-Erzähler namens Aka Güney verbindet aber nicht nur das Dichter-Sein. Wie Akan Güney kam Şerafettin Yıldız als junger Mann aus der Türkei nach Wien, um zu studieren, und er ist Vater von drei Kindern. Trotz der Parallelen ist es dennoch kein autobiografischer Roman.

Yıldız schreibt davon wie ein Fremder sich die Fremde bewusst aneignet und in der Gesellschaft positioniert, ohne nur als Ausländer kategorisiert zu werden. Die Sicht auf das Herkunftsland ist ambivalent, voll übergroßer Liebe einerseits, ablehnend bis verächtlich andererseits.

Wie der Untertitel des Buchs verrät, handelt es sich um eine Liebesgeschichte, die nicht ins Laufen kommt, unter anderem, weil Akan seine Angebetete nicht erreichen kann. Später läuft ihm buchstäblich eine andere Schönheit über den Weg, aber wie findet man eine derart flüchtige Bekanntschaft wieder? Leitmotivisch durchzieht also die «Suche nach der Frau» die Erzählung und das ist – eben romantisch.

Weniger konventionell ist die andere Liebesgeschichte, von der in «Beistrich» erzählt wird, nämlich jene zwischen Akan und seiner zweiten Heimat Wien. So erhält die Leser_in auch einen anderen Blick auf die Stadt. «Die Traurigkeit stand dieser Stadt sehr gut, als wäre sie ihr schönstes Make-up. […] Sie war für mich der Ort meiner ungeschriebenen Poesie. Sie war die Heimat der Sprachlosen, aber niemals der Wortlosen …»

JL



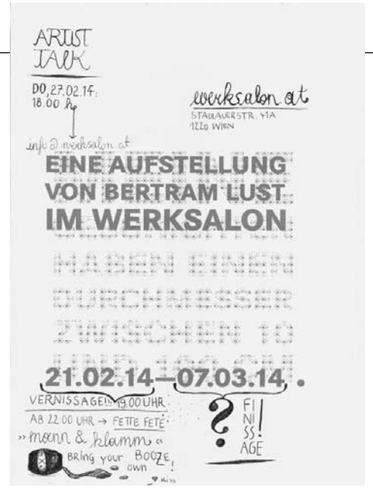
Şerafettin Yıldız: «Beistrich. Aufbruch in eine unbegangene Liebe» Edition Roesner, Maria Enzersdorf 2013 230 S., 17,90 Euro

Neuerdings geht in Stadlau die Post ab:

Lust'sche «Aufstellung» im Werksalon

Stadlau war bis dato für sogenannte Kreative ein so undankbares Pflaster wie Sotchi für Homosexuelle. Am besten Augen zu und durchtauchen. Doch sieh an – Stadlau wird fortschrittlicher: mit dem Werksalon, ein «großzügiges Fabriksloft», wie der Aussendung zu entnehmen ist, eröffnet ein Haus, das sich sowohl an Bastler_innen als auch an Künstler_innen wendet – und zwar an Anfänger_innen bis Profis. Der Werksalon ist als Ort einer Synthese aus Kunst und Handwerk zu verstehen, der darüber hinaus auch viel Freiraum bietet, «um alles in seinem eigenen Tempo tun zu können», wie das Gründerduo Antoinette Rhomberg (Unternehmensberaterin und Wirtschaftsdozentin) und Martin Papouschek (Tischlermeister) konstatiert. Das Angebot reicht von Workshops bis hin zu Vermietung von Atelier und Werkstatt.

Mit der offiziellen Eröffnung (Workshops für Flechten, Möbelreparatur oder Holzhockerbau liefen bzw. laufen bereits) geht eine Ausstellung mit dem Titel «Aufstellung» von Bertram Lust einher. Vom Künstler B. Lust wissen wir, dass er mit Mann und zwei Hunden in Wien lebt und arbeitet, aber auch noch studiert, u. z. kontextuelle Malerei bei Hans Scheirl (am 27. 2., 18 Uhr



wird ein Artist-Talk mit B. Lust abgehalten, Anmeldung erbeten), und wir können ihn auch zitieren: «Ähnlich wie bei einem Computer entstehen, durch das Erstellen eines Systems, dem System Lust, phantastische Muster und Gedankenbilder, die sich gemeinsam zu einer bewegten Galaxie zusammenfügen.»

Und wir hoffen, bei der nächsten Winterolympiade 2018 in Pyeongchang von einem Bobfahrer, der mit Mann und zwei Schlittenhunden lebt, lesen zu können. Und Stadlau muss spätestens 2018 europäischer Kulturhauptbezirk werden.

reisch

Vernissage der «Aufstellung» am Freitag, 21. 2., 19 Uhr; ab 22 Uhr Clubbing mit DJ Duo Mann & Klamm; Finissage am 7. 3.

www.werksalon.at

VOLLE KONZENTRATION

Der_Die_Das Andere

Simone de Beauvoir hat mit ihrem Hauptwerk «Das andere Geschlecht» einen Meilenstein gesetzt, wobei mir der Titel von Luce Irigarays Hauptwerk «Das Geschlecht, das nicht eins ist» schon um einiges besser gefällt. Nun gut, Wien hat auch ein «Werk» – und zwar einen Kulturverein und Veranstaltungsort, der solch Namen trägt. Dort wird u. a. «Die andere Buchmesse» durchgeführt, die heuer mit der fünften Auflage auch ein kleines Jubiläum feiern kann. Schwerpunkt bei Vol. 5 ist die Vernetzung verschiedener Künste (inkl. Kinderprogramm).

**Am 23. Februar, ab 14.14 Uhr (!) im WERK, Spittelauer Lände 12, Stadtbahnbogen 331,
1090 Wien
www.das-andere-buch.com**

Drei Porträts mit einer Schauspielerin

Gleich drei Naturwissenschaftler_innen verkörpert die Schauspielerin Anita Zieher in 90 Minuten in dem Stück «Curie_Meitner_Lamarr_unteilbar». Und obendrein kündigt die Aussendung an, dass nicht nur die Biografien von Marie Curie (Entdeckerin der Radioaktivität), Lise Meitner (Atomphysikerin) und Hedy Lamarr (Frequenzsprungverfahrenstechnikerin) erzählt, sondern auch ihre Forschungsgebiete veranschaulicht werden. Ob das nicht ein bisserl viel für einen Abend ist!? Ist dieser Stoff wirklich «unteilbar»!? Vorstellungen zum Glück auch auf Unis!

**Ab 24. Februar im Theater Drachengasse, 3. und 4. März Hauptuni Wien, 14. und 19. März, TU Wien
www.portraittheater.net**

Wird wem schlecht?

Nicht böse sein, aber aus Kärnten kommt wirklich nichts Gutes. Man denke an die Hypo-Alpe-Adria und den Villacher Fasching. Apropos Villach, dort wird bereits zum neunten Mal der Literaturpreis «Die Nacht der schlechten Texte» ausgeschrieben. Wie ein solcher zu verfassen ist, wird natürlich nicht verraten. Aber man braucht ja nur die Bestseller-Listen etwas unter die Leselupe nehmen, dann bekommt man rasch einen Eindruck davon. Postalische Einsendungen werden gar in vierfacher Ausfertigung verlangt, als ob eine schlechte nicht reichen würde! Einsendeschluss ist der 12. Mai.

**Nähere Informationen zu den Teilnahmebedingungen unter:
www.wort-werk.at**

Aufg'legt

JA, PANIK
«Libertatia» *(CD, Vinyl)*
(Staatsakt)
www.ja-panik.com

«Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord. In den Kesseln faulte das Wasser und täglich ging einer über Bord.» Dieser Satz aus einem deutschen Seemannslied könnte die in Berlin ansässige Gruppe Ja, Panik inspiriert haben. Unzufriedenheit, Sehnsucht, Zerfall. Zum Trio geschrumpft, stechen Ja, Panik in See, auf der Suche nach Utopia. Utopia heißt im Ja,-Panik-Sprech «Libertatia» und findet sich auf keiner Landkarte, sondern in den Köpfen. Nach «DMD KIU LIDT» (2011) haben sich Andreas Spechtl, Stefan Pabst und Sebastian Janata runderneuert. Leichtfüßig, tänzelnd. Weg mit dem Moll, her mit dem Soul und rein in die Disco. «Libertatia» ist keine Songwriter-Platte, diesmal wurden Tracks und Grooves editiert. Die Depression weicht hymnischen Protestsongs. Nur die Zitat-Mühle, ein bewährtes Ja,-Panik-Rezept, wird lustvoll zwinkernd wieder angeworfen: Aus der Parole A.C.A.B. (All Cops Are Bastards) wird «All Cats Are Beautiful», oder anstatt wie DAF den Mussolini zu tanzen, werden bei den Panikern die Banken («Dance The ECB») getanzt. So geht das! Protest ist tanzbar!

ANSA
«Ansa unter Millionen» *(CD)*
(Irievibrations Records)
www.irievibrations-rec.com

Mit seinen Kumpels Zwara und Dreia firmiert Ansa unter Die Vamummtn. Die drei Hip-Hopper landeten 2008 mit der «Krocha Hymne» einen Hit und räumten mit ihrem Debüt «Rap is (k)a Ponyhof» 2012 einen Amadeus ab. Aktuell ist Ansa aus dem Trio ausgebüchst und macht sich solo wichtig. Dabei mault der «Slangsta» (Mundart-Rapper) darüber, dass es mit Hip-Hop den Bach runtergeht. Ganz ohne ein «Fick dich» ab und an kommt auch der Ansa nicht aus. «Maunchmoi tiaf, oba i bring Lyriks zu Papier, wo aundare kapitulieren», tönt er selbstbewusst. Diesmal nicht vermummt, dafür mit Make-up unkenntlich gemacht, arbeitet sich Ansa an der heimischen Kollegenschaft ab. Beim Track «Weg» wird der Anti-Gangster dann fast butterweich. «Ansa unta Millionen» macht trotz des herausgehängten Allein-gegen-alle-Gestus streckenweise großen Spaß, erst in Halbzeit zwei wird das Szenen-Gestänker ein bisserl too much, da steigen Nicht-Vollkontakt-Hip-Hopper_innen aus.

lama

DICHTER IN

Aus Silvia Bees Erinnerung an ihre Kindheit bei verschiedenen Pflegeeltern:

Überstellung zu einer Bauernfamilie auf dem «Predigtstuhl»

Ich war damals elf Jahre alt, als ich zu einer Bauernfamilie umziehen musste. Das Ehepaar hatte keine leiblichen Kinder. Am ersten Tag schon hatte man mir gezeigt, wie man mit der Heugabel umgeht. Wie es anfing, so blieb es. Wenn man mich besuchte, hätte man mich immer bei der Arbeit gesehen. Ich wurde ständig zur Arbeit angehalten. Beim Essen hörte ich des Öfteren: Tu fest essen, du musst dann auch fest arbeiten! Du sollst die Arbeit ja auch aushalten. Die Arbeit hatte ich bereits bei meinen Verwandten in meiner alten Heimat kennen gelernt. Ich war an die Arbeit gewöhnt. Mit dem Vieh zu tun zu haben, war mir das Liebste. In meiner alten Heimat im Bregenzer Wald – erinnere ich mich – führten die Bauern auf ein Hornsignal des Gemeindehirten ihre Ziegen auf die Hauptstraße. Der Hirte nahm sie alle in einer großen Herde mit auf die Bergwiese. Am Abend kamen die Ziegen zurück, die Ziegen wussten, wo sie wohnten, es wurde ihnen der Stall geöffnet, sie strömten hinein, dann wurden sie noch gemolken. Es war meine Arbeit, die Ziege auf die Straße zu führen und sie von dort wieder abzuholen.

Meine neue Pflegefamilie wohnte in einem Bauernhaus, das neunhundert Meter über dem Bodensee lag, bei Schönwetter hatten wir eine gute Aussicht über den See und ins Rheintal, bei Schlechtwetter konnte man mitunter auf ein Wolkenmeer wie aus einem Flugzeug von oben runterschauen. Das war sehr spektakulär.

Fortsetzung auf Seite 32

Fortsetzung von Seite 31

Überstellung zu einer Bauernfamilie auf dem «Predigtstuhl»

Silvia Bee wurde als uneheliches Kind geboren und nach dem frühen Tod ihrer Mutter von verschiedenen Verwandten betreut, später lebte sie bei mehreren Pflegeeltern. Sie hat ihre Erinnerungen an Kindheit und Jugend im ländlichen Vorarlberg der Nachkriegszeit niedergeschrieben.

Unsere Schule war auf einer Erhöhung am Waldesrand. Man nannte sie auch die Waldschule. Das Schulhaus stand ganz alleine. Im Sommer waren etwa zweiundzwanzig Schüler an der Schule. Alle in einer Klasse. Im Winter nur etwa achtzehn Kinder. Unser Lehrer war noch sehr jung. Er war sehr lieb. Er war bei einer entfernten Verwandten von mir einquartiert, er bekam dort auch die Kost. Die Turnstunde verbrachten wir auf einer schräg abfallenden Wiese, auf der wir oft Völkerball spielten. Die Besonderheit dieses Platzes war, dass uns oft der Ball verloren ging, er rollte den Hang hinunter. Viel Zeit ging drauf, ihn wieder zu holen. Schön war, dass ich damals drei Freundinnen hatte, mit denen ich viel lachen konnte. Sie sind mir bis heute treu geblieben.

Nach der Ausschulung lebte ich noch bei dieser Pflegefamilie. Das Pflegeelternpaar machte zwar oft Kinder, aber Kinder bekamen sie keine. In der Küche habe ich das Geschirr gewaschen. In der Küche befand sich ein Sofa. Es handelte sich um eine Wohnküche. Mein Pflegevater begann neben mir mit sexuellen Handlungen mit seiner Partnerin. Zum Beispiel, wenn sie sich bückte, um Holz in den Herd zu schieben, bekam er Lust auf Sex. Sie sagte dann: Net, August, net, August! Und schon war «er» drin. Dazu muss ich anführen, dass die Bäuerinnen und vielleicht nicht nur sie damals zumindest an Werktagen keine Unterhose trugen, aber viele Röcke übereinander, ganz nach Jahreszeit und Außentemperatur. Strümpfe galten als Luxus, den man sich kaum leisten konnte. Wahrscheinlich war es ihr nicht einerlei, dass er zu sexuellen Handlungen schritt in meiner Gegenwart. Ich bin mit meinem Lavour und dem zu reinigenden Geschirr vor das Haus gegangen, um nicht zusehen zu müssen. Heute kommt mir diese Handlungsweise mir gegenüber sehr respektlos vor. Sie machten immer wieder Sex in meiner Gegenwart, was mich sehr abstieß. Ich fürchtete auch, er könnte eines Tages auch über mich in gleicher Weise herfallen, sobald ich eine Frau geworden war. Das tat er allerdings nicht. So korrekt war er dann doch.

Über diese Belästigung mit ihrem Sex in meiner Gegenwart konnte ich leider mit niemandem sprechen. Die Pflegeeltern galten im Dorf und beim Jugendamt als gute Pflegeeltern. Ich hatte zu keinem Erwachsenen das Vertrauen, um darüber zu sprechen, und ich fürchtete, wenn ich es täte, man würde mir nicht glauben, und ich müsste vielleicht weggehen, und ich würde zu einer anderen Pflegestelle geschickt, wo es mir vielleicht noch schlechter erginge. Zu der Verteidigung meiner Pflegeeltern könnte ich anführen, dass die Wohnverhältnisse schon sehr beengt waren. Im Winter wurde nur ein Raum geheizt – die Wohnküche. Damit das elterliche Schlafzimmer etwas mitgeheizt wurde, ließ man die Tür etwas geöffnet, was wiederrum die Folge hatte, dass ich bei ihrem Sex mithören musste. Aber auf der Heuwiese beim Heuen machten die beiden es nicht anders, da hätten sie Gelegenheit gehabt, etwas mehr Rücksicht auf mich zu nehmen.

> **Man hat mir öfters mit der Einweisung nach «Jagdberg» gedroht. Jagdberg galt als Inbegriff von Strenge und Grausamkeit**

Mit meiner Pflegemutter kam ich gut zurecht, mich in die Arbeiten einzuschulen machte sie mit einem gewissen Geschick dazu. Sie hielt mich zur Sauberkeit an. Ich habe der Pflegemutter keine Schwierigkeiten gemacht, ich war folgsam und arbeitsam. Sie schien zufrieden zu sein, aber eine besondere Herzlichkeit hat sich zwischen uns nicht entwickelt. Sie wollte mit Sie angesprochen werden. Im Dorf sagte man ihr nach, sie hätte mich zu ihrer Magd gemacht. Solange ich ihr Verlangen, ihr gegenüber gefügig zu sein, akzeptierte, solange kam sie mit mir gut zurecht. Ich durfte mich mittlerweile daran gewöhnt haben, dass kaum jemand an mir interessiert war, sondern daran, was ich den anderen bringe. Mit vierzehn Jahren habe ich meiner Pflegemutter irgendetwas zurückgeredet, was es war, daran erinnere ich mich leider nicht mehr. Ich war gerade dabei, einen zirka fünf Meter langen Teppich auszuschütteln, kaum gesprochen versetzte sie mir einen Schlag, und ich flog samt dem Teppich bis zur gegenüberliegenden Wand. Seit dieser gewalttätigen Begebenheit habe ich immer zuerst überlegt, was ich sage. Man hat mir öfters mit der Einweisung nach «Jagdberg» gedroht. Jagdberg galt als Inbegriff von Strenge und Grausamkeit *(siehe Seite 100, 187 und 198 des Buches «Tatort Kinderheim» von Hans Weiss).*

Ein Reisender ist zu meinen Pflegeeltern auf den Bauernhof gekommen und hat Stoffe verkauft. Die Pflegemutter hat bei dieser Gelegenheit Stoff für einen Mantel und einen Stoff für ein Sommerkleid für mich gekauft. Ich musste zur Schneiderin gehen und Maß nehmen lassen. Einmal ging ich dann noch zur Schneiderin, um den Mantel und das Kleid anzuprobieren.

Eine Woche später durfte ich meinen neuen Mantel und mein neues Kleid freudig nach Hause holen. Ich habe meinen Mantel angezogen und der Pflegefamilie vorgeführt. Der Mantel hat uns allen gut gefallen. Die Pflegemutter hat auch mein neues Kleid probiert. Das Kleid hat auch ihr gepasst, sie hat es als schön befunden und gleich für sich behalten. Das Kleid hätte auch mir gut gestanden, aber es wurde nichts damit. Ich machte nun auch mit ihr die Erfahrung, dass sie respektlos mit mir umging. Sie hat mich weder gefragt, ob ich ihr das Kleid abtreten wolle, noch bat sie mich um Entschuldigung, dass das für mich angefertigte Kleid nun doch nicht mir, sondern ihr gehören sollte. Sie verlor darüber kein Wort. Eigentlich finanzierte ich ihr das Kleid, denn sie kassierte für mich vom Jugendamt.

Einmal war ein Zimmermann im Haus, der hatte fünf Kinder, aber seine Buben packten nicht so selbstständig an, wie er es bei mir erlebte. Ich würde wie ein Mann arbeiten, meinte er einmal zu mir gewandt. Das Jugendamt hat mich zwei Mal im Jahr zu sich bestellt und viel gefragt, wie es mir ginge, was ich arbeite, dabei kam zur Sprache, dass ich Heimarbeit für Gotteslohn im Namen der Pflegemutter verrichtete. Der Chef vom Jugendamt vertrat die Meinung, dass mir die Heimarbeit bezahlt werden müsste. Es handelt sich schließlich um Erwerbsarbeit, für die die Bäuerin kassiert, als ob sie alles allein verrichtet hätte. Er meinte, ich sollte das gegenüber meinen Pflegeeltern beanspruchen. Ich wusste, das war eine heikle Angelegenheit. Da würde ich die beiden am Nerv treffen. Er sprach nicht mit meinen Pflegeeltern. Ich fühlte mich nicht stark genug, die Bezahlung zu fordern, obwohl ich die Auffassung des Jugendamtsleiters teilte. Ich hatte Angst, sie würden mich schikanieren und ich fände bei niemandem Unterstützung. Der Chef vom Jugendamt meinte dann auch, ich dürfte die Pflegeeltern verlassen, sobald es mir gefiele.

> **Heimarbeit für Gotteslohn … Ich fühlte mich nicht stark genug, die Bezahlung zu fordern**

Dann ergab es sich, dass eine mit den Pflegeeltern verwandte Mutter entbunden hatte. Die Familie schickte jemanden zu meinen Pflegeeltern, um zu fragen, ob sie mich nicht haben könnte zur Betreuung der gerade entbundenen Mutter und der bereits fünf vorhandenen Kindern. Mir war wichtig, dass ich mich von den sexuellen Belästigungen durch unvermeidbares Zuschauen und Mithören befreien konnte.

Es tauchte ein junger Mann auf, dem ich gefallen habe. Er hatte ein Motorrad, damals eine Besonderheit. Ich fuhr mit ihm ein paar Male mit, angreifen ließ ich mich nicht von ihm. Er schrieb mir einmal einen Brief. Auf einer Seite zählte ich siebzehn Fehler. Das war mir zu viel. Ich wollte einen gescheiteren Mann. Der junge Mann hat mir geholfen, dass ich von meinen Pflegeeltern wegkam, er hat mich zu meiner ersten bezahlten Arbeitsstelle vermittelt. Diese Arbeitsstelle war ein Restaurantbetrieb. Es gab dort viel Arbeit. Ich war dort Mädchen für alles. Dort lernte ich dann später meinen Mann kennen. Einer seiner Sätze zu mir war: Du arbeitest hier wie ein Vieh, du solltest von hier weggehen, das macht dich noch kaputt. Ich wollte den «Fehler» meiner Mutter nicht wiederholen. Mein Vater hatte meiner Mutter die Ehe versprochen, mich gezeugt und eine andere Frau geheiratet. So wurde aus meiner Mutter eine geprellte Frau und ich ein «lediges Kind». Sexuelle Kontakte wollte ich erst zulassen, nachdem wir geheiratet hatten. Mein Mann hatte dafür Verständnis und kam damit zurecht. Wir entwickelten daraus eine Beziehung, die lange hielt. Erst durch den Tod meines Mannes ging sie zu Ende.

Silvia Bee

Silvia Bee und Sebastian Eff (Künstlernamen) haben ihre Erinnerungen an das Aufwachsen im bäuerlichen Milieu der Nachkriegszeit aufgeschrieben. Eine Auswahl dieser Erzählungen ist unter dem Titel «Die ‹vergessenen› Kinder» im Eigenverlag erschienen. Erhältlich zum Selbstkostenpreis in den Buchhandlungen Frick, Schulerstraße 1–3, 1010 Wien; Lhotzky, Rotensterngasse, 1020 Wien und ÖGB Fachbuchhandlung, Rathausstr. 21, 1010 Wien.

Illustration: Karl Berger

Aus der KulturPASSage

Unbekannt und doch schon im Museum

Foto: MUSA

Wiener Grau durch Tokyo-Blue-Folie gefiltert: Fotografien von Eva Engelbert im MUSA

Als ich mir den aktuellen Flyer des Vereins Hunger auf Kunst und Kultur ansah, fiel mir ein Museum auf, das nicht nur für Kulturpassbesitzer_innen, sondern für alle Bürger_innen kostenlosen Eintritt vorsieht, außerdem konnte ich der Website des MUSA entnehmen, dass man sich dort Bilder ausleihen kann. Also nichts wie hin und mal unter die Lupe genommen.

Ich fuhr also mit der U2 zum Rathaus und stieg Richtung Friedrich-Schmidt-Platz aus, von dort war das Museum schon von weitem zu sehen. Mein erster Gedanke war, dass diese Kulturstätte wohl ziemlich groß sein musste, wenn man die Auffälligkeit ihrer Präsentation von außen betrachtet, aber da täuschte ich mich gewaltig.

Im Erdgeschoss des Gebäudes fand ich den Ausstellungsort sehr schnell, und dass es keine Kassen dort gab, fiel mir sofort auf. Der größere der beiden Ausstellungsräume widmete sich einer Künstlerin, Roswitha Ennemoser, die leider sehr früh verstarb (1953–2008). Ihre Sicht, wie sie selbst sagte, des Raumes im Raum ist wohl einzigartig und wird durch die, von ihr an das Museum der Kulturabteilung der Stadt Wien (=MUSA) vererbten, Exponaten sehr deutlich gemacht.

Ob es nun ihre Darstellung von Naturbildern ist oder ihre bevorzugten quadratischen Skulpturen – der Raum im Raum mit seinen Widersprüchen und seinem Miteinander bringt dem/der Betrachter_in die konstruktive konkrete Kunst sehr nah. Am besten gefiel mir hier die Wandskulptur der Bögen. Allein diese Ausstellung war den Weg wert. Leider geht diese Ausstellung nur bis 1. 3., sodass man sie bald besuchen sollte.

Auch die zweite Ausstellung läuft leider nicht sehr lange, sie endet schon am 28. 2. Dort werden Bilder der fotografischen Kunst nicht nur zur Betrachtung, sondern auch zum Verkauf dargeboten. Die dort präsentierten Fotografien von Eva Engelbert mit dem Thema «In the Field» zeigen hauptsächlich Bilder von Skulpturen in Innenhöfen, die aber dadurch, dass sie mit Tokyo-Blue- und Congo-Blue-Filtern aufgenommen wurden, ganz besonders hervorstechen.

Auch sie behandelt den Raum, allerdings hinsichtlich der Beziehung zur Entfernung.

Die Kaufpreise liegen hier bei 250 bis 2500 Euro. Also nichts für den kleinen Geldbeutel. Was leider auch das Begleitbuch zur Ausstellung von Roswitha Ennemoser widerspiegelt, mit einem Verkaufspreis von 23 Euro zwar in einem Hartumschlag, aber trotzdem überteuert, wie ich finde.

Am Ende des zweiten Ausstellungsraums ist eine Glastür zu sehen, hinter der ein Schreibtisch und eine Angestellte des Hauses zu finden ist. Nach dem ich höflich nachfragte, ob sich hier die Bilder zum Ausleihen befinden, hat sie mir das nicht nur bejaht, sondern auch gleich auf den Preis von 2,50 Euro pro Monat inklusive Versicherung aufmerksam gemacht.

Die Bilder sieht man im ersten Moment nicht, da sie sich in einem archivartigen Regalsystem befinden. Ich muss sagen, die Auswahl beeindruckte mich sehr, man findet fast alle Stile dort wieder. Nach meiner Meinung ist diese Art von Bildverleih gut gelungen und leistbar. Mal ehrlich, wer hätte nicht mal gerne in seinen vier Wänden ein Original hängen. Was auch gut ist: Dass große Firmen hier keine Leihmöglichkeiten haben, ausgenommen sind kleine Unternehmen. So hat wirklich jede_r eine Chance ein Bild zu ergattern, wenn auch nur auf Zeit.

Eines will ich den kunstinteressierten Leseratten unter uns ans Herz legen: Besuchen Sie doch am ersten Mittwoch eines Monats (noch bis Mai möglich) die Vorlesungen im Haus.

Eine Besonderheit bietet dieses Museum noch. Jeden Samstag um 14 Uhr gibt es eine kostenlose einstündige Führung durch die Ausstellungen.

Als Fazit kann ich allen nur empfehlen mal einen Abstecher ins MUSA zu machen.

Thomas Eberhart

MUSA Museum Startgalerie Artothek
Felderstraße 6–8, 1010 Wien (neben dem Rathaus)
www.musa.at

Öffnungszeiten:
Di., Mi., Fr., 11–18 Uhr, Do., 11-20 Uhr
Sa., 11–16 Uhr, So., Mo., Feiertage geschlossen
Barrierefreier Zugang
Eintritt frei

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Ausstellungen, Museen, Konzerte, Kinofilme und Kulturveranstaltungen verschiedenster Art bei freiem Eintritt zu besuchen.
www.hungeraufkunstundkultur.at

TONIS BILDERLEBEN

Am Küchentisch (34. Teil)

Jeder ihr GLÜCK!

Ich solle Ulli anrufen, meinte Kristel, meine umtriebige Freundin, denn ich erzählte ihr von meinem Wunsch, wieder einmal über eine einzigartige Frau zu schreiben. *Heute setzt sich Ulrike Cokl mit mir an den virtuellen Küchentisch, sie ist Anthropologin, Ethnologin, studierte in Wien, London und forscht in Thimpu, der Hauptstadt Buthans, dem Land des Drachens.*

Foto privat

Im Gegensatz zum kommerziellen Tourismus ist die traditionelle buthanische Gastfreundschaft ein hochdifferenzierter Bereich, erklärt Ulli Cokl

Ulli ist eine der ganz seltenen Österreicher_innen, die dort seit Jahren lebt, akademisch forscht und auf dem Grassrootlevel die Fäden zieht, wo sie mit den Bäuer_innen an Ort und Stelle lebt, kommuniziert, arbeitet, an der Basis also, mit den Menschen, um die es geht. Ulli ist über Skype mit mir verbunden, ich habe darauf vier Wochen warten müssen, bis sie sich wieder in der Hauptstadt aufhält oder in deren Nähe, auf 2400 Meter Höhe, vor einem PC und mit einer Internetverbindung. Menschen sind sich überall ähnlich, vor allem, wenn sie lachen und GLÜCKlich sind, das höre ich sehr gut raus. Den Entscheidungsträgern in Bhutan ist bewusst, dass Entwicklung nicht unbedingt GLÜCK bedeutet. Wenn es die Abwesenheit von Stress bedeutet, dann, so bin ich sicher, ist uns Buthan einen weiten Schritt voraus, dann ist es zum Wohl aller Menschen; auch der Rhythmus ist gemächlicher im Vergleich zu dem westlich gestressten Puls unserer Städte. Ulli schwärmt von der übergroßen Gastfreundlichkeit der Menschen, ihrer besonderen ritualisierten Gastgeschenktradition und der wunderbaren Solidarität, die Ulli immer wieder vorfindet, und, dass sie das große GLÜCK hat, dort leben zu dürfen. Leider hat Buthan einen elitären Beigeschmack erhalten, findet auch Ulli, einige brüsten sich mit Verbindungen zum Königshaus, die letztendlich gar keine sind, oder Tourist_innen sind stolz auf ihr Einreisevisum. Denn relativ schwer wiegt der Preis, wenn man nach Buthan will. Ein Minimum von 200 Euro pro Tag nimmt das Königreich dafür, dass westliche Besucher_innen ihre Fußabdrücke auf den alten buddhistischen und traditionellen Pfaden hinterlassen. Man ist vorsichtig. Der Nachbar Nepal wurde seit den 70ern zum folkloristischen Ausverkauf dargeboten, und Indien und China sind bedrohliche Riesen. Schutz und Abschottung waren Politik. Behutsam öffnet sich das Land nun.

Buthaner_innen lieben es, Gäste zu empfangen

Anders verhält es sich, wenn man privat von Buthaner_innen eingeladen wird.

Großherzigkeit und Mitgefühl prägen vor allem die Landbevölkerung, eine Eigenart, die Ulli veranlasst, nicht mehr nach Österreich zurückkehren zu wollen. Buthaner_innen lieben es, Gäste zu empfangen, sagt Ulli. Ulli macht ihren Ph. D., Doktor in der Philosophie, über die Relevanz von Gastfreundschaft in der Beziehungsherstellung in Buthan, auf deren Basis sie das alternative Fremdenverkehrskonzept des Community Based Tourism entwickelt und vorstellt. Wanderbewegungen im Land haben Tradition, es gibt keine Unterkünfte am Land, sprudelt es aus Ulli raus, nur private Bauernhäuser, in denen alle herzlich willkommen sind. Die Bewirtung, die Geselligkeit basiert auf moralischen Grundlagen, es gibt strenge Geschenksrituale in Form von Tausch. Staunend höre ich Ulli zu und stelle mir vor, wie das hier in Österreich wäre – die Engstirnigkeit und Angst vor den Anderen sitzt uns ja historisch im Gnack, aber Ulli geht viel weiter; ihre Frage ist: Wie können wir die lokale Logik verstehen, anwenden und unser Verständnis vertiefen! Im Gegensatz zum kommerziellen Tourismus ist dies ein hochdifferenzierter Bereich, erklärt mir Ulli. Gastgeschenke sind streng ritualisiert. Kommt sie einmal wieder ins Dorf, bringt sie nützliche Dinge mit, ihr Geschenk, das heißt choom (dschom), sind Sachen, die es dort nicht gibt, wie z. B. Käse, Tee, Milchpulver, Zucker oder Öl. Von je weiter weg man kommt, desto höher ist der Stellenwert in der Geschenkshierarchie, und bevor Ulli das Dorf wieder verlässt, wird ihr lam ´jug (lamdschu) gegeben: traditioneller Schnaps, Ara, Käse, Chilli, das überall und viel gegessen wird, und Butter. In der Türe, kurz bevor sie das Haus verlässt, muss Ulli sörat geben, das Übernachtungsgeld, das rituell abgewiesen und schließlich dennoch genommen wird.

Feministische Perspektiven erahne ich vereinzelt durch Ullis Erzählungen. Dass die Frauen das Erbrecht haben, der Mann zieht quasi bei der Frau ein, so sieht hier die Bauernökonomie aus. Leider, sagt Ulli, gibt es auch in Buthan Landflucht, die Menschen erwarten sich viel von den «White Collar»-Jobs, den «Weißen Kragen»-Jobs, der Arbeit im Büro und im urbanen Umfeld. In diese Lücke greift auch ihre Idee eines neuen Tourismusansatzes: Die lokale Tradition eingebettet in die Geschichte des Landes soll bewahrt werden, die immateriellen Werte sind Teil der buthanesischen kulturellen Wurzeln. GLÜCK ist wichtiger als Wirtschaft! Viel Glück Ulli!

Jella Jost

Tipps von Ulli:
Travelers and Magicians, ein Film von Khyentse Norbu 2003 / Youtube
http://theravenmag.com
«Escapades Awakening», ein Buch über Frauen in Buthan, geschrieben von einem Mann (!), Doji Dhratyul
www.buthanhomestay.com
www.bhutan-network.com

Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (5)

Jessas! Motten!

Es ist einer der langweiligen Sonntage. Seit seiner Ankunft in Österreich hat Herr Hüseyin immer vor den Sonntagen Angst. Wenn das Wetter schön ist, beobachtet er, sich mit verschränkten Armen aus dem Fenster lehnend, ältere Menschen. Das Fernsehen macht auch keinen Spaß. Entweder schaut man hinaus, um am Trottoir sich Unterhaltende anzuschauen, oder man wartet darauf, dass man durch die Erdanziehungskraft hinunterfällt. Das Letztere passiert nicht, weil man in die Breite gewachsen ist und daher eher nach hinten, also in die eigene Wohnung, fällt. Daher gibt es sehr viele Leichen in den Wienerw Wohnungen, die man erst sehr spät entdeckt. Herr Hüseyin hat auch seinen Speck zugelegt. Er kann auch nicht hinunter auf den Gehsteig fallen.

Er ist nicht mehr allein. Die neuen Medien wie Twitter, Facebook und WhatsApp verwendet er. Viele Freunde und Freundinnen hat er. Aber alle virtuell. Die Familie aus seinem kurdischen Dorf hat er auch virtuell. Die Zusammkünfte der Familie beschränken sich auf ein Mal im Jahr und das im Sommer. Herr Hüseyin lebt einsam. In die türkischen oder kurdischen Kaffeehäuser geht er nicht. Von den Freitagsgebeten hält er auch nicht sehr viel. Meistens gehen die Schuhe verloren. Seine Augen sehen nicht mehr sehr gut. Und außerdem gibt es in seinem Bezirk keine Gebetshäuser. Er müsste viele Verkehrsmittel in Anspruch nehmen, bis er eines dieser Kellergebetshäuser besuchen kann. Das scheint dem Herrn Hüseyin zu anstrengend. Lieber bleibt er doch zu Hause und versucht, wie die Wiener_innen aus dem Fenster zum Himmel ins Weltall Ausschau zu halten. Vielleicht zeigt ER sich!

Wenn er in den 80ern nach Hause in sein kurdisches Dorf in den Bergen fuhr, brachte er immer von der Mutter oder Verwandten selbstgeknüpfte Teppiche und Polster mit. Herr Hüseyin wollte das ihm von zu Hause bekannte Wohngefühl auch in Wien haben. Er hatte, seitdem er in einerm modernen Bau mit Spannteppich auf dem Boden wohnt, seine Teppiche und Polster in einen Kasten gesperrt. Eines Tages sieht er Kleidermotten. Als er den Kasten aufmacht: Jessas! Obwohl er Mottenfallen in der Wohnung aufgestellt hat: hunderte Motten in dem Kasten. Er nimmt gleich alles heraus, um es zu überprüfen. Sehr viele Löcher. Er nimmt die Teppiche und Polster und wäscht sie mit warmem Wasser in der Badewanne.

Ob alle Eier der Motten weg oder zerstört sind, weiß Herr Hüseyin noch nicht. Er ist traurig. Nicht der finanzielle, sondern der ideelle Wert ist ihm wichtig. In seinem Dorf haben die Frauen die Teppiche und Polster jeden Herbst gewaschen. Statt die Teppiche zu waschen geht Herr Hüseyin oft tanzen. Bei jeder Festivität war er dabei. Konzertbesuche, Theaterbesuche, Kabarett, Kino, Ausstellungseröffnungen. Als ob all diese Eröffnungen ohne ihn nicht stattfinden könnten. Einen Tag vor dem Opernball wurde er sogar vom Direktor der Oper eingeladen, um sich die Generalprobe der Debütant_innen anzuschauen.

Aber die vermotteten Teppiche im Nebenzimmer hat er nicht gemerkt. Mit dem Hüseyin geht es talabwärts! Morgen geht Herr Hüseyin zu der Ausstellung von der Lisl Ponger in die Secession.

Ihr Hüseyin

Gefühlte Falschinformationen, die Rechte der Rechten und die Stimme des Volkes in drei Szenen

1. Szene:

24. 2., 17:15 Uhr. Tag des Akademikerballs.

Ich habe Probe für eine Lesung, die ich mit dem Schauspieler M. J. H. in einem Gasthaus im 4. Bezirk einstudiere und warte auf die Straßenbahn.

Auf der Anzeigetafel steht nur die Wartezeit für die Linie 62. Acht Minuten. Übernächster Wagen in 28 Minuten. Der 1er und die Badnerbahn wurden eingestellt. Wegen DEMONSTRATION kein Fahrbetrieb steht auf der Tafel. DEMONSTRATION in Großbuchstaben.

Die Badnerbahn hat am Karlsplatz dieselbe Endstation wie der 62er, könnte also fahren, und den 1er hätte man bis zur selben Schleife kurzführen können, dann würden jetzt nicht ganze Bezirke ohne Verbindung zur Innenstadt dastehen. Oder soll das so sein? Oder sind die Straßenbahnfahrer_innen des 62er einfach nur mutiger als alle anderen?

Aus dem Lautsprecher höre ich, dass es wegen der DEMONSTRATION, die heute im 1. Bezirk stattfindet, zu unterschiedlichen Wartezeiten kommt. Betonung auf DEMONSTRATION. Gesprochene Großbuchstaben.

«BALL» wäre kürzer, sage ich zu mir selbst, nicht zu der Dame neben mir, die sich aber angesprochen fühlt und mir antwortet: «Ball? Wieso Ball?» – «BALL, nicht Ball, Großbuchstaben, verstehen Sie? Die Wartezeiten und die nichtfahrenden Straßenbahnen resultieren nicht aus der Demonstration, sondern aus dem Akademikerball. Gäbe es keinen Ball, gebe es keine Demonstration und demnach auch keine Wartezeiten.» Sie schüttelt missbilligend den Kopf; ehe sie antworten kann, rede ich weiter: «Ursache und Wirkung, dass meine ich. Ein Beispiel: Wenn eine Lawine in ein Bergdorf rast und der Strom fällt deswegen aus, was wird für die Bewohner wohl schuld sein, dass sie an diesem Tag nicht fernsehen können?» – «Die Lawine natürlich!», antwortet die Dame ungeduldig. «So? Und warum nicht der Stromausfall? Es wäre richtiger und vor allem kürzer, BALL auf die Anzeigetafel zu schreiben als DEMONSTRATION. Fahren Sie zur Hofburg?» – «Nein», entrüstet sich die Dame, «ich bin doch kein Nazi!» – «Aber vielleicht sind sie gegen Nazi?», frage ich sie. Die Dame schüttelt den Kopf und steigt in den 62er, der gerade eingefahren ist. Ich steige auch ein und nicke dem Straßenbahnfahrer anerkennend zu.

2. Szene:

Am Weg von der Straßenbahnstation zur Probe betrete ich ein Wirtshaus, ich habe noch Zeit.

Drei angetrunkene Männer, in Overalls einer Sanitärfirma, stehen mit schalvermummten Mündern und Nasen an der Bar. «Mia scheißn auf des Vamummungsvabot!», ruft einer der Drei dem Wirt zu – ich bin offensichtlich in eine Diskussion geraten. «Waunn i jetzt a Kiwara war', kriagat i vo jedm vo eich 500 Eiro Buaßgööd, wegn Vastoß geng des Vamummungsgesetz!», entgegnet der Wirt.

«Sei froh, dass wegn dera Oasch-Demonstration de Tramway ned fohrt, sunst mochast mit uns heit kaan Umsotz!», grölt ein anderer der drei Overalls. «De Gschissanen soin hackln geh', ned demonstriern! De soin amoi de Leit in Ruah lossn, de wos eanan Ball feian woin, de hom aa a Recht zum Feian! De Scheiß-Demonstrantn studiern auf unsare Kostn und stott, dass s' wos lernan, demonstriern s', um unsa Gööd! I bin kaa Nazi, oba da söölige Adoif hätt denan scho a Demonstriern gebn, des garantier i eich!» Die anderen Overalls und der Wirt nicken bestätigend. Ein Sager aus meinen Wiener Beislgeschichten fällt mir ein: «Egal, um was in einem Wiener Wirtshaus diskutiert wird, es hört immer mit Hitler auf!»

Ich verlasse das Wirtshaus, ausgetrunken habe ich nicht – wieso vermummen sich die drei Overalls hier und nicht vor der Hofburg? Vielleicht mag das ihr Chef nicht, vielleicht aber sind sie nur nicht so mutig wie die Fahrer_innen des 62ers.

3.Szene:

M. J. H. erwartet mich bereits im Lokal. «Wo bist du?», fragt er mich erstaunt, «Normalerweise bist ja vor mir hier.» – «Die Demonstration», antworte ich. «Hat die schon angefangen?» – «Weiß ich nicht, interessiert mich nicht. Lass u n s anfangen.»

Nachwort:

Die Probe fiel schlecht aus. Zu viele ablenkende Gedanken …

Harald Pesata

Der obige Text ist eine gekürzte Version des Originaltexts, den Sie in voller Länge auf unserer Homepage www.augustin.or.at lesen können. red

«Das neue Wörterbuch des Teufels» ist fertig, Teil 3

In den Jahren 2010/11 erschienen in Folge Richard Schuberths von Ambrose Bierce inspirierte lexikalische Aphorismen im Augustin. Hundert Jahre nach Bierces Verschwinden in den Wirren der Mexikanischen Revolution erscheint das «Neue Wörterbuch des Teufels» im Klever Verlag. Der Augustin bringt in drei Teilen bislang unveröffentlichte Kostproben daraus.

Cyber-Spionage
Methode westlicher Demokratien, zur Bespitzelung der eigenen Bürger Gesetze des Datenschutzes zu umgehen, indem man andere Staaten, z. B. die USA, diese Aufgabe für sich erledigen lässt und dann den Empörten mimt, wenn Whistleblower wie Edward Snowden etwas Licht auf das bilaterale Beschnüffeln werfen. Ausspähen unter Freunden – das geht gar nicht, sagte Angela Merkel mit traurigen Tränensäcken. Doch gibt es in der Politik keine Freunde, sondern Interessen, und die neigen dazu, sich schnell zu ändern, weswegen man gerade Freunde ununterbrochen bespitzeln muss, da man bei Feinden ohnehin weiß, woran man ist

Eskapismus
Die Flucht vor der Realität in eine Scheinwelt. Oder umgekehrt. Denn da diese Scheinwelt längst nicht mehr individuell gestaltet wird, sondern eine käufliche Fertigteilwelt ist, sollen die kreativeren Eskapisten wieder in die Realität geflüchtet und von dort nie wieder zurückgekommen sein.

Islam
Die verhätscheltste der Weltreligionen, weil vor ihr die Religionskritik zu schweigen hat. Am Islam arbeitet der aufgeklärte Westen sein schlechtes Gewissen darüber ab, dass er schon viel früher zur Trennung von Kirche und Staat gezwungen wurde und. Im rassistischen Antiislamismus vieler Europäer aber findet der politische Islam seinen idealen Feind, weil ihn dieser wenigstens für voll nimmt. Viel erniedrigender tritt ihm da der tolerante Westen entgegen, der ihm mit seiner salbungsvollen Herablassung und seinem übervorsichtigen Respekt unablässig zu spüren gibt, für wie minderwertig er ihn hält. Die Toleranten behandeln ihn, wie ein gütiger Psychiater ein aggressives Kind behandelt, indem er es über seine Lieblingsspielzeuge befragt, um dessen fragiles Selbstwertgefühl zu stärken. Gerade im kulturellen Interesse müsste der Islam die beschämende Position mont-blanc-hoher Überlegenheit spüren, von der aus Onkel Westen ihn beschaulich findet und verstehen will.

Princip, Gavrilo
Früher Märtyrer der Ökobewegung, der dem Tiermörder Franz Ferdinand das Handwerk legte, ehe der auch das 274.512. Wildtier seiner Jägerlaufbahn massakrieren konnte.

Privilegienabbau
Der beherzte Kampf der Privilegierten, dass es keiner Gruppe der Unprivilegierten besser ergehe als der anderen.

Tabubruch
Künstlerisches Mittel von lachhafter Harmlosigkeit. Die Tabubrecher von heute klopfen an den offenen Türen, die sie einrennen, sogar an.

Treue
Übereinkunft zweier Beziehungspartner, auch mit anderen Menschen nicht zu schlafen.

Weltschmerz
Leiden an seelischer Obdachlosigkeit, das sofort verfliegt, sobald man sich die Miete nicht mehr leisten kann.

Zölibat
Widernatürliche Drosselung priesterlicher Brunst, die sich meistens als Kuttenflecksuppe entlädt.

Zypressen
Bewohner der Republik Zypern, die bis zum Rettungspaket der EU im Jahr 2013 Zyprioten hießen.

Richard Schuberth
DAS NEUE WÖRTERBUCH DES TEUFELS
Klever Verlag, 240 Seiten, 19.90 Euro

Buchpräsentation:
27. 2. im Ost Klub
Musik: Franz Hautzinger

Herr Groll vor einem Indizienprozess

228. FOLGE

HERR GROLL AUF REISEN

Herr Groll und sein Freund, der Dozent, hatten sich in einem Café am Schlingermarkt in Wien-Floridsdorf zur monatlichen Zeitungsschau getroffen. Der Dozent zitierte Artikel zum Jäger- und zum Burschenschafterball, Groll stützte sich auf einen Text aus der «Wiener Heurigenzeitung», der davon handelte, dass ein 56-jähriger Rollstuhlfahrer am Morgen des 28. August 2013 das Café «Dublin» in Favoriten mit Molotowcocktails traktiert hatte.

«Zuerst warf der 56-Jährige einen Ziegelstein gegen die Tür, dann folgten zwei mit Benzin gefüllte brennende Bierflaschen, die auf die Terrasse geworfen wurden. Die Molotowcocktails hatte der Mann in seinem Stiegenhaus hergestellt. Eine dritte Flasche verlor er auf dem Weg zum Tatort. Das Rollstuhlnetz war zu klein.»

Der Übeltäter habe seit geraumer Zeit Lokalverbot gehabt, fuhr Groll fort. Weibliche Gäste hatten sich darüber beschwert, dass er in Ermangelung eines Behinderten-WCs die geräumigere Damentoilette benutzte, worauf er des Lokals verwiesen worden sei. Der Mann gab weiters an, von den Gästen des Lokals immer wieder gehänselt worden zu sein.

«Er habe das Lokal nicht ‹abfackeln› wollen, sagte der Angeklagte vor Gericht, er habe sich nur an einigen Personen rächen wollen, die ihm aus dem Schanigarten Schmähungen nachriefen, wenn er mit seinem Rollstuhl vorbeifuhr. Daher sollten die im Freien aufgestellten Tische und Stühle in Flammen aufgehen. ‹Aber ich hab' erst nachher bemerkt, dass der Tisch aus Eisen war›, gab der Mann an. Beim Urteil von drei Jahren unbedingter Haft schlugen sich 18 Vorstrafen zu Buche. Dem 56-Jährigen war die Strafe zu hoch, er meldete Berufung an. Die Staatsanwältin gab vorerst keine Erklärung ab. Das Urteil ist daher nicht rechtskräftig.»

Groll legte die Heurigenzeitung zur Seite.

Der Dozent fand die verhängte Strafe skandalös, die Tatsache, dass der Mann vielfach vorbestraft sei, dürfe da nicht als Rechtfertigung dienen. Groll gab ihm recht. Wenn man bedenke, dass der Mann von den Gästen des Cafés gemobbt worden sei, bekomme der Vorfall eine menschenrechtliche Dimension.

«Achtzehn Vorstrafen hat man schnell beisammen, so schnell kann man gar nicht schauen», sagte Groll. «Einen Bruch da oder dort, ein paar Raufereien, Laden-, Benzin- und Kupferdrahtdiebstähle, Widerstand gegen die Staatsgewalt – nicht nur in Floridsdorf sind das alltägliche Dinge. Wenn man da nicht aufpasst, sind auch bei einem friedlichen und unbescholtenen Bürger schnell ein paar Dutzend Vorstrafen beisammen. Außerdem: Wer sagt denn, dass siebzehn Vorstrafen nicht dieselbe Vorgeschichte haben? Mangelnde Barrierefreiheit und eine darauf reagierende berechtigte Erregung? Wussten Sie, dass die Stadt Wien in Umsetzung der UN-Behindertenkonvention zum barrierefreien Bauen das Erfüllungsdatum von 2015 auf 2042 verschoben hat und dass 75 Prozent der Kosten erst in den letzten fünf Jahren verausgabt werden sollen? Wussten Sie des Weiteren, dass es keine gesetzliche Handhabe gegen diesen Akt institutioneller Gewalt gibt? Das jämmerliche Behindertengleichstellungsgesetz – nicht nur wörtlich ein Ungetüm – erlaubt nur die Feststellung einer Diskriminierung, nicht aber die Beseitigung des diskriminierenden Tatbestandes. Dass man in dieser Situation achtzehn Mal die Nerven verliert, erscheint nur logisch.»

Der Dozent kratzte sich am Kinn.

«By the way, Geschätzter Groll. Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?»

«Sechsundfünfzig, verehrter Herr Dozent», erwiderte Groll. «Habe ich jetzt ein Problem?»

«Möglicherweise. Als Kriminalsoziologe sage ich Ihnen: Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass Sie den Mann nur vorgeschoben haben.»

«Verstehe. Ein Verbrechensdummy, sozusagen.»

Der Dozent nickte. «Die rabiate Vorgangsweise, die Gefährdung unbeteiligter Gäste sowie das Motiv ‹Fehlende Barrierefreiheit› reichen für einen Indizienprozess. Sie sind mir doch dieser Überlegungen wegen nicht gram?»

«Keineswegs.»

«Sie wissen, die Wissenschaft darf auf persönliche Befindlichkeiten keine Rücksicht nehmen.»

«Ich bin der Erste, der persönliche Befindlichkeiten zurückstellt.»

Der Dozent runzelte die Stirn

«Dennoch muss ich Sie darauf aufmerksam machen, dass der Rollstuhlfahrer in seinem Rachedurst heillos überfordert war. Glauben Sie wirklich, dass ich Molotowcocktails auf der Straße verlieren würde? Glauben Sie, dass ich mich abmühen würde, einen eisernen Tisch anzuzünden?»

Der Dozent schüttelt den Kopf. «Sie haben recht. Fragen jenseits des Gesetzes behandeln Sie durchaus professionell. Damit bricht mein Verdacht in sich zusammen.»

Das tue ihm leid, erwiderte Groll. Um seinen Freund aufzuheitern, erzählte er ihm eine wahre Geschichte, die Geschichte von der engen Verwandtschaft von Molotowcocktail und Malakofftorte.

Erwin Riess

(Nächste Folge: Es begann im Krimkrieg)

Foto: Mario Lang

Verzweifelt versucht die Software mit der Hardware Schritt zu halten

Schlaftabletten, Radio Hummtata und die App namens Einkaufszettel

TAGEBUCH EINES AUGUSTIN-VERKÄUFERS

30. 1.
Ich muss wie fast jeder an sich gesunde Österreicher Medikamente nehmen. Hauptsächlich, um überhaupt einschlafen zu können. Als gesetzestreuer Bürger halte ich mich natürlich auch an den Hinweis: Zu Risiken und Nebenwirkungen … Dieser Beipackzettel ist wiederum so derartig weltfremd, dass vor dem Lesen desjenigen ein weiterer Beipackzettel warnen müsste. Und vor dem … Bis in alle Ewigkeit. Übrigens kann es vorkommen, dass ich nach der Lektüre dieses Zettels trotz Tabletten nicht mehr schlafen kann. Und so müsste ich ein Pulver nehmen, das die Erinnerung an den eben gelesenen Text auslöscht. Und so weiter und so fort, bis in alle Ewigkeit …

1. 2.
Sänger, deren Mündern Worte entfliehen. Bei manchen Texten wird auch völlig klar, warum diese Worte so etwas tun. Ich bin nun einmal kein Freund von «volksdümmlichen» Schlagern. Mir bereiten dabei nicht nur die Texte größtes Unbehagen. Was da an Musik zu hören ist, bedarf keiner wie auch immer gearteten Kenntnis vom Umgang mit Instrumenten. Und ganz egal, um welche Thematik es im Text auch geht, egal ob Freude oder Leid, es wird alles gar lieblich und fröhlich Richtung Publikum gezwitschert. Warum komme ich überhaupt auf diesen Schwachsinn? Ach ja, der Radiowecker erlaubte sich die unglaubliche Frechheit, mich mit «Hummtata-Musik» zu wecken. Ich habe die da nicht reingetan. Und weiß auch nicht, wie sie da reingekommen sein kann.

3. 2.
«5dg7j9lß.jvey.» Mausi weiß wieder was. Sie scheint Agent 00Murli dabei beobachtet zu haben, als er gerade über den Radiowecker schlich. Und dabei hat er wahrscheinlich Radio Hummtata eingestellt. Eine unglaublich dreiste Straftat. Inzwischen kommt da zum Glück wieder Bluesmusik heraus. Mausi hat es immer schon gewusst. Der blinde Agent 00Murli verlegt seinen Einsatzort hinter die Heizung. Ansonsten sieht er wie üblich schwarz.

6. 2.
Wenn ich aufstehe, muss es nicht unbedingt früh am Morgen sein. Manche Leute glauben, dass es schön sei, immer frei zu haben. Das mag bis zu einem gewissen Grad stimmen, aber so viel Freizeit ist langfristig auch nicht gesund. Fragt doch bitte den nächstgelegenen Rentner nach seiner Freizeit. Er wird sehr wahrscheinlich viel weniger haben als zu Zeiten seiner Berufstätigkeit. Da stellt sich die Frage nach Hobbies. Die mögen ganz nett sein, man muss sie sich allerdings auch leisten können. Und schon versinke ich umgehend in tiefen Gedanken, nur um mir die Frage zu stellen: «Warum müssen Gedanken immer so tief sein?» Zumindest meine. Ein Skandal! Also wirklich!

8. 2.
Ich sitze so vor mich hin. Es gäbe zwar auch Stehplätze, aber beim Fernsehen bevorzuge ich dann doch lieber den bequemen Sitzplatz. Während mein Daumen auf der Fernbedienung Nordic Walking betreibt, rauschen diverse Gesichter vorbei. Übersichtlich wenige sprechen klug aus ihrem Munde. Was aber meist am schlechten Drehbuch liegt. Natürlich gibt es auch überall Sprechsendungen, also Talkshows. Bei denen vermeintliche Expert_innen andere aus ihrer Sicht mutmaßliche Expert_innen mit ihrer gerade verfügbaren Meinung bewerfen. Das Ganze wird dann des Öfteren wiederholt. Was mich heute ein wenig fesselt. Da sitzt ein Mann, der locker als lebende Schlaftablette arbeiten könnte. Was wiederum mir gar nicht so unpassend wäre. Dieser Herr ist ein echtes Phänomen. Langweilige Typen habe ich ja schon viele erlebt, aber der … Der Mann ist so langweilig, dass die Schafe ihn zählen, bevor sie einschlafen.

9. 2.
Nichts Neues unter der Sonne. Außer in Russland. Wo in Meeresnähe bei durchaus nicht russischen Temperaturen olympische Winterspiele stattfinden. Wie man weiß, ist Homosexualität dort – sehr vereinfacht ausgedrückt – nicht gerne gesehen. Es ist so schon warm genug. Da taucht am Horizont eine Frage auf. Schildkröten sind wechselwarme Lebewesen. Gibt es in Russland Schildkröten?

11. 2.
Ich betrete die heiligen Hallen meiner Nasszelle. Dort präsentiert der Spiegel ein mir bekannt erscheinendes Antlitz. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, dann habe ich den Typen gestern auch schon hier gesehen. Und vorgestern. Und … Manchmal ist es echt mühsam, nach dem Aufstehen den Weg zum WC anzutreten, wenn man dauernd solchen Gestalten begegnet.

12. 2.
Wie allgemein bekannt sein dürfte, ist der Weg zum Nahversorger meines Vertrauens immer ein finanztechnischer Supergau. Nicht unbedingt für mich, aber mir begegnen oft Mütter, die sogar telefonische Beratung zum Einkauf heranziehen. Speziell der jüngeren Leserschaft sei es hiermit gesagt: «Höret und staunet, Jugend dieser Welt! Vor gar nicht allzu langer Zeit gab es eine ‹App› namens Einkaufszettel!» Dazu brauchte man einen Zettel und ein Schreibgerät. Dann wurde der Einkauf auf den Zettel graviert, und wenn man etwas vergaß, dann musste man eben nochmal gehen. Auch eine gute Prophylaxe gegen Alzheimer. Was wollte ich eigentlich kaufen? Ich könnte Mausi, oder Murli anrufen!

Gottfried

„Der Mann ist so langweilig, dass die Schafe ihn zählen, bevor sie einschlafen"

Der Kult im Abo

AUGUSTIN

Österreichs erste Boulevardzeitung
sozial, unbestechlich, subventionsfrei

1 Jahr Augustin
um 85 Euro

(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)

Abo-Tel 01-587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

Irène Hochauer-Kpoda || Eventmanagerin

Ich bin eine Brücke

CoMiDe
INITIATIVE FÜR MIGRATION UND ENTWICKLUNG

Ihr Wissen, ihre Erfahrung,
ihre Kompetenz wirken hier wie dort.

HIER / Österreich: Eventmanagerin am Wiener Institut für Internationalen Dialog und Zusammenarbeit (VIDC).
DORT / Burkina Faso: Projektleiterin beim Verein Barka Barka, der in Burkina Faso Projekte für Kinder und Frauen durchführt.

Die Welt wird kleiner. Aber die Gräben werden tiefer.
Gerade jetzt brauchen wir Menschen wie Irène.
Menschen, die Brücken bilden.

Jetzt handeln:
www.comide.net/manifest

schulterwurf

gefördert durch die Österreichische Entwicklungszusammenarbeit

Diese Kampagne wird mit finanzieller Unterstützung der Europäischen Union durchgeführt. Die dabei vertretenen Standpunkte geben die Ansicht von VIDC und Südwind wieder und stellen somit in keiner Weise die offizielle Meinung der Europäischen Union dar.

BDFA

BUNTE DEMOKRATIE FÜR ALLE

AK WAHL 2014
11.-24. März 2014

Gestalten wir unsere Zukunft gemeinsam!
Willst du nicht endlich um Deine Rechte kämpfen? Dann WÄHL Dir Dein Recht!

Wir fordern:
- **Ein uneingeschränktes Bleiberecht!**
- **Ein wirksames Anti-Diskriminierungsgesetz!**
- **Allgemeinen Zugang zu Gemeindewohnungen!**
- **Freien Zugang zum Arbeitsmarkt!**
- **Ein existenzsicherndes Grundeinkommen!**
- **Unbeschränktes Recht auf Familienleben!**
- **Schadenersatz für die Opfer von Rassismus!**

Für ein buntes, zukunftsfähiges Österreich!
MigrantInnen vertreten sich am besten selbst!
Für ein buntes, zukunftsfähiges Österreich! MigrantInnen vertreten sich am besten selbst!

BDFA - BUNTE DEMOKRATIE FÜR ALLE

www.bdfa.at

Gestalten wir unsere Zukunft gemeinsam!

Willst du nicht endlich
um Deine Rechte kämpfen?

Darum beteiligt euch an den Wiener
AK-Wahlen vom 11. bis 24. März 2014!